Die

Ritter vom Firmament

Von

Paul Féval.

Aus dem Französischen.

Drittes Bändchen.

Quedlinburg und Leipzig.

Druck und Verlag von Gottfr. Basse.

1853.

1. Der Hof von Portugal.

Als die Vermählungs-Feierlichkeit beendet war, verließ die Königin mit gesenktem Haupte die Kirche. Ihr Blick suchte nicht mehr nach Vasconcellos.

Wozu konnte das auch dienen?

Es war vollbracht, und eine Hoffnung gab es nicht mehr.

Unter dem Freudengeschrei der Menge stieg sie in die königliche Kutsche und befand sich hier im ersten Selbander mit ihrem Gemahl.

„Senhora Isabella," sagte der König mit großer Zärtlichkeit zu ihr; „bitte, sagt mir, was ihr vorziehet: einen Bärentanz oder einen Kampf wilder Stiere von Lenox?"

Isabella antwortete nicht, weil sie nichts gehört hatte.

„Ihr liebt Beides, nicht wahr, Senhora Königin?" fuhr der arme Alfons fort. „Bei dem heiligen Kreuze, Ihr sollt hier eine glückliche Frau werden! Wir haben hier italienische Possenreißer, welche vergiftete Degen verschlucken und eine Menuet auf einem Drahte tanzen, der funfzehn Ellen über dem Fußboden aufgespannt ist. — Ich gebe Euch mein königliches Wort, Senhora, daß ich keine Unwahrheit sage."

Isabelle bedeckte ihr Antlitz mit beiden Händen.

„Versteckt Euch nicht, um zu lachen, meine Königin," fuhr Alfons abermals fort; „Euere Wünsche werden meine Freude sein. — **Mai de Deos!** wir haben hier noch so manches Andere, was sehenswerth ist. Da gibt es Tänzer aus Frankreich, welche auf den Händen gehen und sich in der Art zurückkrümmen, daß die ihre Fersen küssen. — Ich lüge nicht, Isabella! — Und Schauspieler, die singen, wie jene Fische in der Fabel, die — Wie hießen sie doch? Ich glaube — Allein, das kümmert nichts! Sie hatten, wenn ich nicht irre, Mädchen-Gesichter. — Haben Sie schon einmal davon sprechen gehört, Isabella?"

„Mein Gott! mein Gott!" klagte die arme Frau.

„Ich begreife das, meine Königin!" rief Alfons aus. „Es drängt Euch, meine Wunder zu sehen. Geduld! wir werden Euch diese Freude nicht versagen. Ueberdieß wird Euer Wille unser Gesetz sein, meine Dame. — Aber ich habe Euch noch nicht Alles gesagt: Wir haben noch einen afrikanischen Affen, welcher Sprünge macht, wie sie nur je ein Gottes-Geschöpf gethan haben kann. Jede Grimasse dieses Affen ist tausend Realen werth. — Der kleine Spitzbube von einem Grafen hat diese Taxe aufgestellt. — Wie findet Ihr den Grafen?"

Isabella dachte an den Hof von Frankreich, an ihre Mutter, an Vasconcellos und hätte sterben mögen.

„**Mai de Deos!**" rief Alfons unter lautem Lachen aus. „wir haben auch galizische Gladiatoren, welche Einen so zum Lachen bringen, daß die Thränen in die Augen treten. Sie stoßen sich mit den Köpfen, Senhora, wie die Ziegenböcke, und wenn ihre Köpfe zusammentreffen, so fliegt einer derselben, bis-

weilen beide, wie irdene Töpfe aus einander. – Das ist ergötzlich! Aber Ihr lacht ins Fäustchen, meine Königin, und wollt mir Eure schönen Augen nicht zeigen. Laßt sehen! Blickt mich an! Man sagt, Ihr wäret unserm Vetter Ludwig von Frankreich sehr ähnlich —"

Als er diese Worte sagte, zog er mit sanfter Gewalt die Hände der Königin von deren Antlitz hinweg, und entdeckte ihre von Thränen überfließenden Augen.

„Was ist das?" fragte er. „Thränen? Das Weinen langweilt mich."

Und er warf sich gähnend in eine Ecke der Kutsche.

Das war das erste und das letzte Selbander des Königs und der Königin. Er vernachlässigte sie, wie ein zerbrochenes Spielzeug oder — um seinen eigenen Lieblings-Ausdruck bei dergleichen Gelegenheiten zu benutzen – wie einen kranken Stier.

Noch an demselben Abende erhielt die Königin eine getrennte Wohnung.

Castelmelhor hatte auf ein solches Glück nicht gerechnet. Er sah, daß er nicht einmal seinen Einfluß zu benutzen nöthig habe, um den Einfluß der jungen Frau zu vernichten: er war Sieger, ohne gekämpft zu haben. Dennoch fuhr er fort, Isabella zu hassen, da sie die unschuldige Ursache der öffentlichen Beleidigung war, welche er erlitten hatte, und verlor nie eine Gelegenheit, ihr zu schaden und sie zu demüthigen.

Der König hatte seine frühere Lebensweise wieder aufgenommen. Das Volk von Lissabon war damals noch nicht zum Aeußersten getrieben, und die königlichen Jagden fanden oft bei Nacht statt. Bei Tage wechselten Ringkämpfe, Waffenspiele, Seiltanz und Thierkämpfe mit einander.

Außer den aufgeführten Zeitvertreiben hatte Alfons auch noch andere, die wir mit Stillschweigen übergehen. Bis an den Hals in ein solches rohes und schmutziges Leben versenkt, erinnerte er sich selten daran, daß er eine Gefährtin habe. Wenn er sich aber daran erinnerte, so war das eine schreckliche Prüfung für die arme Isabella. Alfons war ohne Barmherzigkeit, wie alle lasterhaften Geister. Er zwang Isabella, neben ihm in dem Circus zu thronen; er schleppte sie zu den Faustkämpfen, er zwang sie sogar, seinen Orgien beizuwohnen.

Und da sich die Hofleute nach ihrem Herrn richten, an dem Hofe von Lissabon aber zwei Herren waren, Alfons und Castelmelhor, von denen der Eine die Königin als Sklavin behandelte, der Andere sie tief haßte, so glaubte sich der ganze Pöbelhaufe in vornehmer Kleidung, welcher den König umgab, verpflichtet, Isabella zu verachten und ihr diese Verachtung fühlbar zu machen. Sie hatte an dem Hofe keine andere Rolle, denn die, als Stichblatt der plumpsten Spöttereien für Alfons' Gefährten zu dienen.

Sie welkte langsam dahin. Ein dunkelblauer Kreis um ihre Augen gab Zeugniß von ihren Thränen. Ihre Wangen waren eingesunken, und die zahlreichen Nebenbuhler, welche sich einst um ihre Aufmerksamkeit stritten, würden diejenige nicht wiedererkannt haben, welche in den Salons von Versailles die Königin der Schönheit gewesen war.

Aber nicht in jener plumpen Verachtung, nicht in jener täglich wiederholten Demüthigung würde man die Ursache des bittersten Schmerzes gefunden haben, welcher ihr Leben vergiftete.

Isabella liebte, und die Zeit hatte ihre Leidenschaft nicht

gemindert. Zwei Jahre waren verflossen seit dem Tage ihrer Verheirathung, und während dieser beiden Jahre hatte sie nicht ein einziges Mal Vasconcellos gesehen. Was war aus ihm geworden? Sie wußte es nicht. Vasconcellos war ihr einziger Gedanke, ihr endloser Gedanke, und sie lebte nur in ihm. Sein Anblick allein würde schon ein heilender Balsam für ihre Wehmuth gewesen sein.

Es war allerdings ein Mann am Hofe, dessen achtungsvolle und treue Ergebenheit bemüht war, Isabella einigen Trost und Beruhigung zu gewähren. Der Infant beschützte sie mit aller seiner Kraft, aber seine Macht war nur eine geringe! Castelmelhor verlängerte über die Gränzen hinaus die vorgebliche Unmündigkeit des Infant Dom Pedro, so daß dieser unter einer Art von Vormundschaft blieb. Die Königin wohnte außerdem in dem Palast des Königs, und es war dem Infant nur bei seltenen Gelegenheiten erlaubt, in den königlichen Palast zu kommen. Dennoch war die Ergebenheit des Infanten ein kostbarer Trost für Isabella. Sie begann ihn wie einen Bruder zu lieben; er dagegen liebte sie auf andere Weise, obschon er in seiner Blödigkeit noch nicht gewagt hatte, ihr seine Liebe zu gestehen.

So standen die Dinge, als Isabella's Lage plötzlich durch eine Katastrophe geändert wurde.

Am Tage vor Weihnachten fiel es Alfons ein, in dem Innern seines Palastes ein großes Fest zu veranstalten. Damit das Fest ein vollständiges werde, befahl er der Königin, ihre schönsten Kleider anzuziehen und dem Banquet beizuwohnen. Die Königin gehorchte. Gegen die Mitte des Mahles, in dem

Augenblick, in welcher bereits Trunkenheit die Köpfe ergriffen hatte, erhob sich Castelmelhor und rief:

„Es fehlt dem Feste noch etwas!“

Ein allgemeines Geschrei beantwortete diese Ketzerei.

„Es fehlt noch etwas, sage ich Euch!“ wiederholte Castelmelhor mit Donnerstimme.

„Graf, Du bist trunken,“ sagte der König.

„Ich erfülle damit nur meine Pflicht als treuer Unterthan,“ antwortete Castelmelhor; „ich ahme dem guten Beispiel nach, welches Euere Majestät uns gibt. — Allein es fehlt hier noch etwas!“

„Noch immer!“ schrie der König, dessen Zorn sich zu regen begann; „was fehlt denn?“

„Der Wein muß von Frauenhand eingegossen werden.“

„Schön gesagt!“ heulte der Chor; „der Graf hat Recht.“

„Wenn nur das fehlt,“ antwortete Alfons, „so sollst Du Deinen Willen haben, Graf. — Senhora,“ fuhr er dann fort und wandte sich an die Königin, welche einer Statue von weißem parischen Marmor inmitten aller dieser von der Orgie erleuchteten Gesichter glich, „Senhora, Ihr werdet diese Flasche nehmen und den guten durstigen Senhores einschenken.“

Isabella nahm die Flasche, ohne ein Wort zu sagen, und ging um die Tafel herum.

Hätte sich zufällig an der Tafel des Königs an jenem Tage ein Mann gefunden, der noch einen Funken von Ehre in seiner Brust gehabt hätte, so würde er gewiß von achtungsvollem Mitleid gegen die noch immer würdevolle und bewundernswerthe, aber von ihrem Gemahl tief gedemüthigte Königin ergriffen sein. Aber so mächtig auch der Zufall ist, so vermag er dennoch das

Unmögliche nicht zu vollbringen. So oft Isabella einen Becher vollgoß, erhob sich ein lautes Gelächter.

Alfons reichte seinen Becher zuletzt dar. In dem Augenblick, in welchem die Königin die Flasche näherte, erhob er sich schnell und drückte seine Lippen auf ihre Wange.

Alfons stieß ein Freuden-Gebrüll aus.

Die Königin wurde so bleich, daß ihre Adern gleich einem blauen Netz auf ihrer Stirn erschienen. Sie war sanft, selbst schwach, aber es floß doch in ihren Adern ein Wenig von jenem ungebändigten Frondeur-Blute, welches Mazarin so nahe an den Abgrund brachte.

Sie trat einen Schritt zurück, richtete mit einem Male ihre Stirn empor und sagte:

„Senhor! Ihr seid ein Schurke. Hätte Gott mir einen Mann zum Gemahl gegeben, so würde ich zwar nicht Euer Leben von demselben verlangen, aber der Henker würde Euch mindestens durch die Straßen von Paris geißeln, damit Ihr nach Euerm Verdienst behandelt würdet!"

Nach diesen Worten entfernte sie sich langsam.

„Graf," sagte der König, „Du bist angegriffen."

„Und Euere Majestät ist öffentlich beleidigt!" antwortete Castelmelhor, welcher unter einer heitern Miene die Gluth seines Rachedurstes verbarg.

„Du — gegeißelt — und von dem Henker! — Das ist sehr ergötzlich!"

„Wenn Gott ihr einen Mann zum Gemahl gegeben hätte!" versetzte Castelmelhor.

„Mai de Deos! Das ist wahr! Das hat sie gesagt!"

rief der König; „ich bin ein Mann! — Bei dem Blute! bei dem Tode! ich bin ein Mann — und wehe ihr! — Man bringe sie herein!"

---

2. Fräulein von Savoyen-Nemours.

Und da sich Keiner regte, so wiederholte der König mit verdoppelter Wuth:

„Man soll sie mir herbringen!" sage ich Euch, „man soll sie den Augenblick herbringen!"

„Warum?" fragte Castelmelhor kalt.

„Damit ich Ihr beweise, daß ich ein Mann bin!" schrie der König, dessen Augen in Blut schwammen.

Zu gleicher Zeit zog er seinen Dolch und stieß denselben zähneknirrschend und mit solcher Wuth auf den Tisch, daß er das dicke eichene Tischblatt vollkommen durchdrang

Aber mit dieser Anstrengung waren seine Kräfte gebrochen und er sank erschöpft auf seinen Stuhl zurück.

„Castelmelhor," sagte er mit schwacher Stimme, „gehe in ihr Zimmer und mache sie todt."

„Senhores," gebot Castelmelhor, anstatt zu antworten, „verlaßt uns; Seine Majestät wünscht mit mir allein zu sprechen."

Die Anwesenden warfen betrübte Blicke auf die erst halb geleerten Becher, aber sie mußten gehorchen, denn der Befehl

zum Fortgehen war nicht von dem Könige, sondern von Castelmelhor selbst gegeben.

„Sire," versetzte der Graf, nachdem sich die Gäste entfernt hatten, „Euere Majestät geht zu weit, wenn ich mir diese Bemerkung erlauben darf. — Der Marquis von Sande ist in Lissabon, und mit ihm zugleich ist ein Franzose erschienen, der ohne Zweifel Vollmachten von seinem Könige hat. Portugal ist nicht stark genug, um sich mit Frankreich zu messen."

„Du hattest mich lange nicht gelangweilt!" bemerkte der König gähnend.

„Sire, meine Pflicht —"

„Kleiner Graf, gehe und rufe meine königlichen Baß-Posaunen-Bläser und komm nicht wieder. Du bist heute nicht aufgelegt."

„Noch ein Wort, Sire —"

„Puh!" machte der König.

„Gebt Ihr mir unbeschränkte Vollmacht?"

„Allerdings. Und wozu?"

„Die Königin —"

„Die Königin!" unterbrach der König den Sprechenden, denn er hatte den vorgefallenen Auftritt schon wieder vergessen. „Was willst Du von der Königin?"

„Sie hat Euere Majestät beleidigt."

„Wirklich! Na — das ist möglich! Nimm sie und mache mit ihr, was Du willst, aber gehe!"

Castelmelhor ging sogleich.

Seit er Herr über den König war, hatte er die Macht der Ritter vom Firmament schon bedeutend geschwächt. Er hatte sie sogar aus dem Palast entfernt und in einem besondern

Gebäude kasernirt. Allein dennoch glaubte er ihrer Dienste gewiß zu sein, weil er Ascanio Macarone zum Hauptmann derselben gemacht hatte und dieser eine unbegränzte Ergebenheit gegen Seine Herrlichkeit zur Schau trug.

Zu dem schönen Paduaner begab sich der Graf, als er den König verlassen hatte.

Macarone erhielt den Befehl, diejenigen zehn Ritter vom Firmament zu wählen, welche die weitesten Gewissen hätten, was sehr viel sagen wollte. Diese zehn Männer sollten sich um ein Uhr nach Mitternacht in der Straße der Empfängniß aufstellen, welche an dem Kloster gleichen Namens entlang führt, in welchem die Königin ihre religiösen Pflichten zu erfüllen pflegte.

Es war, wie wir bereits sagten, am heiligen Abende des Weihnachtsfestes; die Königin mußte sich allem Anscheine nach in die Mitternachtsmesse begeben. Castelmelhor, der ein mächtiges Interesse dabei hatte, die Königin vom Hofe zu entfernen, ergriff mit Eifer diese Gelegenheit, die Ausführung des Planes zu beginnen, welche ihn an das Ziel seiner Wünsche bringen mußte.

Macarone war ein pünktlicher Mann; er ließ sich zwei Mal seine Instruction wiederholen und lernte seine Rolle genau ein. Diese Rolle bestand darin, die Königin zu entführen und in das befestigte Schloß Sura in der Provinz Traz os Montes zu bringen.

Die Königin, welche nichts Arges ahnte und an diesem Tage mehr als je des Trostes der Religion bedurfte, verließ um Mitternacht den Palast und begab sich zu Wagen in das Klo-

ster der heiligen Empfängniß. Gegen ein Uhr war die Messe beendet und die Königin stieg wieder in ihre Kutsche.

Bei dem Rollen der Räder traten zehn Männer, welche die Mitte der Straße einnahmen, in den Schatten der Häuser. Die Kutsche kam fortwährend näher.

„Hoho! packt an!“ sagte Macarone mit halblauter Stimme.

Die zehn Ritter vom Firmament sprangen an die Köpfe der Pferde. Macarone reckte seinen Kopf vor und schaute in das Innere der Kutsche.

„Sehr hohe Dame,“ sagte er mit einer wundervollen Verbeugung, „ich bin beauftragt, Euch nach Euerm Landhause zu geleiten. Wünschen Sie allein dahin zu reisen, oder beabsichtigen Sie die Gesellschaft der beiden reizenden Fräulein beizubehalten, welche Ihnen gegenüber sitzen, und zu deren ergebensten Diener ich mich erkläre?“

Die Königin wollte ihre Hofdamen fragen, was diese Worte bedeuteten, aber sie hatte keine Zeit dazu.

Es wachte Jemand über ihr, und dieser Jemand mußte ohne Zweifel seine Kundschafter in der Kaserne der Ritter vom Firmament haben. In dem Augenblick, als Macarone seine Anrede mit einer zweiten Verneigung schloß, die eben so meisterhaft war, wie die erstere, ließen sich Hufschläge an dem andern Ende der Straße vernehmen.

„Vorwärts!“ befehligte der schöne Ritter von Padua, der plötzlich seinen Ton änderte.

„Wer seid Ihr? Wohin bringt Ihr mich?“ fragte die Königin.

Die Hufschläge kamen schnell näher. Es waren nur zwei Reiter, und Macarone fühlte sich dadurch von Neue m ermu

thigt; aber der Eine dieser beiden Reiter, welcher auf einem mächtigen andalusischen Hengste saß, glich dem Riesen Goliath, so daß Macarone doch ganz bedenklich wurde.

„Was soll das bedeuten?" fragte mit kurzer und stolzer Betonung der kleinere der beiden Reiter, dessen reiche Tracht bei dem Scheine der Fackeln blitzte, welche von den Dienern der Königin gehalten wurden. „Warum haltet Ihr diese Kutsche an, Ihr Schurken?"

Der größere der beiden Reiter, welcher eine dunkle Tracht trug, sagte zwar kein Wort, zog aber ein Schwert, welches seine drei Ellen lang war.

Als die Königin die Stimme des ersten Reiters hörte, erschrak sie lebhaft. Sie blickte aus der Kutsche, faltete die Hände und schien gleichsam von einer Begeisterung ergriffen.

„Reitet Eures Wegs, Senhor," antwortete der Paduaner, „und mischt Euch nicht in fremde Angelegenheiten."

Der Angeredete antwortete nicht, sondern zog mit ungemeiner Schnelligkeit seinen Degen, und eine Garbe schneller Blitze funkelte nun vor den Blicken des Paduaners. Zu gleicher Zeit griff der Riese die übrigen Ritter vom Firmament an. Er hob nur fünf oder sechs Mal sein schweres Schwert und steckte es dann in seine Scheide, weil keine Feinde mehr zu bekämpfen waren.

Bloß der Paduaner blieb auf dem Platze und stellte sich todt, um vielleicht zu erfahren, mit wem er es zu thun habe; als aber der Riese Miene machte, mit seinem gewaltigen Pferde über ihn hinwegzureiten, da sprang unser armer Freund empor und floh, so schnell seine Beine ihn tragen wollten, selbst auf

die Gefahr hin, daß seine ruhmbedeckten Vorfahren noch in ihren Gräbern erröthen möchten.

Nachdem die beiden Reiter allein auf dem Schlachtfelde zurückgeblieben waren, ritt der Diener zur Seite, und der Herr allein näherte sich dem Kutschenschlage.

„Senhora," sagte er, „Ihr könnt in den königlichen Palast nicht zurückkehren. Aber vielleicht werdet Ihr Euch einem Unbekannten nicht anvertrauen?"

„Ich kenne Euch, Senhor," antwortete die Königin mit einer vor Aufregung zitternden Stimme.

Dann fuhr sie mit einer so leisen Stimme fort, daß es der Stille der Nacht bedurfte, um ihre Worte zu verstehen:

„Und ich vertraue mich lieber Euch an, als sonst Jemand in der Welt, Dom Simon von Vasconcellos."

Der Reiter verneigte sich, um seinen Dank auszudrücken.

„Wenn das ist," sagte er, „so möge Euere Majestät geruhen, mir zu folgen. Ich gewähre Euch für diese Nacht eine Gastfreundschaft, wie sie nur ein armer Edelmann anbieten kann, und morgen sollt Ihr ein Obdach finden, welches von einer gewaltigen und furchtbaren Macht beschützt wird.

Die Kutsche fuhr weiter, begleitet von Vasconcellos und Baltazar.

---

3. Der Palast Suza.

Bald darauf stieg die Königin auf dem Ehrenhofe des Palastes Suza ab.

„Seit langer Zeit," sagte Vasconcellos mit Wehmuth, „ist dieser Palast, welcher den Namen meiner Väter trägt, nicht bewohnt. Mein Bruder wohnt in einem königlichen Schlosse, und ich verberge mich in einer demüthigen Wohnung. Tretet ein, Senhora; ich habe das Recht, zu sagen, daß dieser Palast stets nur eine Wohnung der Biederkeit gewesen, denn er sah funfzehn Generationen des Hauses Suza, und Castelmelhor hat ihn mit keinem Fuße betreten, seit er durch den Namen Günstling entehrt wurde."

Isabella stieg aus ihrer Kutsche und wanderte auf Vasconcellos' Arm gestützt über den Hof, dessen Pflaster von Gras überwachsen war. Sie zitterte; ihr Athem war beengt und kurz. Vasconcellos schritt fest und ernst neben ihr. Als er auf der letzten Stufe der Freitreppe angelangt war, blieb er stehen und sagte:

„Senhora, wenn Euere Majestät erlaubt, so werde ich die Pflichten eines Hausherrn übernehmen; im entgegengesetzten Falle

bleibe ich vor der Thür, um bis zum Anbruch des Tages zu wachen."

„Tretet mit mir ein!" befahl die Königin.

Sie schritten über die Schwelle und gingen durch eine lange Reihe von Zimmern, bevor sie in den Saal gelangten, in welchem wir vordem die Familie Suza versammelt sahen.

Nichts war verändert; Alles war noch so, wie ehedem; die Bilder der Ahnen, der mit dem Familien-Wappen geschmückte Armstuhl, auf welchem die selige Gräfin saß, der Stuhl, mit der langen Rücklehne von Ebenholz, an welchen sich die weiße Schulter der Inez von Cadaval lehnte, befanden sich noch an ihren Stellen.

Vasconcellos fuhr mit der Hand über seine Stirn, als wollte er wehmüthige Erinnerungen verbannen.

Er öffnete eine Thür und zeigte ein Zimmer mit alterthümlichen Möbeln von außerordentlicher Pracht, in welchem ein Bett stand, das so breit, wie lang und von einem Baldachin beschattet war, auf dessen Vorhängen von rothem Sammet man das Kreuz von Braganza in Gold gestickt erblickte.

„Zu jenen Zeiten," sagte er, „als das Wappenschild der Suza noch rein von jedem Flecken war, haben Könige in diesem Zimmer geschlafen. Für die heutige Nacht wird es das Zimmer Eurer Majestät sein. — Schlaft, Senhora, ich werde Euern Schlummer bewachen."

Er verneigte sich und that alsdann einen Schritt nach der Thür, um den Saal zu verlassen.

„Bleibt!" sagte die Königin.

Vasconcellos erbleichte, blieb aber sogleich stehen.

„Senhoras," sagte die Königin, indem sie sich an die Hof-

damen wandte, welche ihr bis hierher gefolgt waren, „verlaßt uns."

Die beiden Portugiesinnen entfernten sich. Die Königin und Vasconcellos blieben allein.

Nur eine einzige Lampe brannte in dem Saale. Ihr schwaches Licht machte nur die Finsterniß noch bemerkbarer und ließ die an den Wänden hängenden Gemälde und die Sculpturen der Lambris im Dunkel. Man sah nur hier und da einen Spiegel, die vielseitigen Krystalle einer Girandole oder das Gold eines Wappenschildes aus dem Dunkel leuchten.

Die Königin stand neben dem Schlafzimmer; Vasconcellos blieb tief verneigt und mit zur Erde gesenkten Augen in der Mitte des Saales stehen.

Die Königin war einen Augenblick unentschlossen; ihr Busen erhob sich stürmisch; die Farben ihrer Wangen wechselten schnell, so daß diese bald bleich, bald purpurn waren. Aber sie erholte sich schnell wieder, richtete ihre Stirn empor und blickte Vasconcellos fest an.

„Senhor," sagte sie, „reicht mir gefälligst einen Stuhl. — So; nun tretet näher und hört mich an. — Erinnert Ihr Euch an Euern Aufenthalt am Hofe Königs Ludwig von Frankreich?"

„Ich erinnere mich an denselben," antwortete Vasconcellos.

„Ihr waret unglücklich, Senhor; ich — o, ich war sehr glücklich! — Ich sah Euch; meine ersten Leiden wurden durch Euch veranlaßt, denn ich liebte Euch. — Unterbrecht mich nicht, Senhor. — Nur um Euch wiederzusehen kam ich nach Portugal. Was kümmert mich ein Thron? Ich glaubte — ich war

eine Närrin! — ich glaubte Euere Liebe in einem einzigen Eurer Blicke gelesen zu haben! Ich hoffte — Senhor, ich selbst bin meinem Unglück entgegen gegangen, allein ich bin demselben um Euretwillen entgegen gegangen!"

Vasconcellos kniete nieder und bedeckte sein Antlitz mit seinen Händen.

Die Königin hatte mit fester Stimme gesprochen, aber leise und wie mit erstickter Brust. Ihr Antlitz drückte die Ruhe der Verzweiflung aus.

„Ich bin nach Portugal gekommen," fuhr sie fort, „aber statt der verheißenen Huldigungen fand ich nur Beleidigungen und Verachtung; ich, deren Leben bisher nur ein langes Fest gewesen war, ich gewöhnte mich an Thränen; ich wünschte die Einsamkeit, um zu Gott beten zu können, aber man zwang mich, die Gattin und Königin, den widerwärtigen Orgien beizuwohnen, welche ein Wahnsinniger mit seinen Knechten feiert. Und Niemand war da, mich zu trösten! Niemand, mich zu vertheidigen!"

„Senhora," rief Vasconcellos aus, „habt Mitleid mit mir!"

„Mitleid mit Euch, Senhor," wiederholte die Königin, deren weit geöffnetes, getrübtes und geröthetes Auge nur den Schein der fernen Lampe zurückstrahlte. „Bisweilen hatte ich in der That Mitleid mit Euch, denn Ihr liebt mich: ich weiß das seit langer Zeit."

„Senhora," versuchte Vasconcellos die Sprechende zu unterbrechen.

„O! ich darf auf solche Weise mit Euch sprechen," sagte Isabella mit einem wehmüthigen Lächeln; „Ihr liebt mich, aber

ich weiß auch, daß ein unübersteigliches Hinderniß Euch entgegen steht, ein für mich geheimes Hinderniß, das aber unbesiegbar ist, das Ihr nicht überwinden könnt, vielleicht nicht wollt. — Vasconcellos, Ihr glaubtet gut verborgen zu sein, nicht wahr, wenn Ihr über mir wachtet, wenn Ihr aus der Ferne im Dunkel mich bewachtet und bei der Erfüllung einer Pflicht dieselben Vorsichtsmaßregeln beobachtetet, die Andere beobachten, wenn sie ein Verbrechen begehen wollen? Aber ich sah Euch, ich errieth Euch, und wenn ich nicht an jenem schmachwürdigen Hofe gestorben bin, so kam das nur daher, weil ich leben bleiben wollte, um eines Tages Euch zu danken, um eines Tages, bevor ich die Welt verließe, Euch sagen zu können: „Ich habe Euch geliebt, Dom Simon, ich liebe Euch und werde außer Euch nur Gott lieben!"

Vasconcellos legte seine Hand auf sein Herz und stieß einen tiefen Seufzer aus.

Isabella hatte sich nicht getäuscht: er liebte sie mit der ganzen Heftigkeit einer fortwährend bekämpften Leidenschaft: es war das eine Liebe ohne Ziel, eine Anbetung ohne Hoffnung, ein Gottesdienst.

In diesem Augenblick würde er sein Leben in dieser und in jener Welt darum gegeben haben, um sie glücklich zu machen, aber ihre Worte verbrannten ihm das Herz; er duldete, er hätte fliehen mögen.

„Senhora!" flehete er, indem er seine Hände faltete, „ich danke Euch! — ich danke Euch, aber habt Gnade! Ihr kennt die Kette nicht, welche mich fesselt. Ich gehöre, Senhora, mit Körper und Seele dem Könige — und Ihr seid des Königs Gemahlin!"

Isabella erhob sich.

„Ich bin des Königs Gemahlin nicht.“ sagte sie.

Und sie erröthete nicht, als sie diese Worte aussprach, noch senkte sie den Blick. Aber es lag in ihrer Stimme und in ihrem Blick jene ruhige und edle Würde, welche mindestens eben so viel werth ist, wie jene widrige Grimasse, jene bizarre Hieroglyphe, mit deren Hilfe Maler und Dichter gewohnt sind, die Scham darzustellen.

Vasconcellos erhob sich seiner Seits ebenfalls und bemühete sich nicht, sein tiefes Staunen zu verbergen.

„Ich bin,“ fuhr Isabella fort, „hier, wie in Versailles, jetzt wie ehedem, Fräulein von Savoyen-Nemours.“

„Ist es möglich!“ rief Vasconcellos aus.

Isabella reichte ihm die Hand, und er küßte dieselbe mit Entzücken.

„Und nun,“ fuhr sie abermals fort, „entfernt Euch von hier, Dom Simon; meine Hand gehört mir, mein Herz Euch, mein Leben Gott, — denn in der Stille eines Klosters will ich für Euch beten, der Ihr mein guter Engel und mein böser Geist waret.“

Sie nahm eine königliche Haltung an und zeigte mit einem Winke nach der Thür.

Vasconcellos blieb einen Augenblick besinnungslos stehen, ohne zu gehorchen. Er breitete die Arme aus und senkte seine Kniee, als wollte er vor der Königin niedersinken.

Aber in diesem Augenblick flackerte die dem Erlöschen nahe Lampe noch ein Mal mit einem rothen Scheine empor. Vasconcellos Blick fiel auf den Stuhl mit der hohen Rückenlehne von Ebenholz, auf welcher er so oft Inez aufmerksam seinen

Worten lauschend und bei dem Klange seiner Stimme erröthend gesehen hatte.

Er richtete sich wieder auf und ging mit gesenktem Haupte, ohne ein Wort auszusprechen.

Die Königin folgte ihm mit ihrem Blick bis über die Schwelle.

„Mein Gott!“ betete sie, „gib mir die Kraft, ihn nicht mehr zu lieben.“

---

4. Das Oratorium.

Am folgenden Tage ging das Versprechen in Erfüllung, welches Vasconcellos gegeben hatte. Isabella von Savoyen ward unter einen mächtigen Schutz gestellt.

Schon früh am Morgen hielt die Kutsche des Marquis von Sande vor dem Thore des Hotel Suza. Es stieg ein Mann aus derselben, welcher die Schnur des Hausordens der Könige von Frankreich trug. Es war das Herr von Fosseuse, welcher Depeschen Königs Ludwig XIV. für den Hof von Portugal gebracht hatte und mit der nöthigen Vollmacht versehen war, um den König von Frankreich in Lissabon zu vertreten. Der Vicomte hatte eine kurze Zwiesprache mit der Königin und begab sich dann sofort zu Alfons VI.

Das Unrecht, welches der Königin zugefügt war, sprang so in die Augen, daß man es nicht abzuleugnen wagte. Die Forderungen des Franzosen waren gerecht, und seine Art dieselben aufzustellen, litt keinen Widerspruch. Man versuchte daher auch nicht, denselben zu widersprechen.

Um Mitternacht verließ die Königin das Hotel Suza und begab sich, begleitet von dem Marquis von Sande und dem

Vicomte von Fosseuse, nach dem Palast Xabregas, der zu ihrem Empfange hergerichtet war. Ueber dem Hauptthore des Palastes flatterte eine weiße Fahne, in deren Mitte sich das blaue Schild mit drei goldenen Lilien zeigte.

„Dieses wird fortan Euere Aegide sein, meine Dame," sagte Herr von Fosseuse; „Ihr steht unter dem Schutz von Frankreich."

Isabella fühlte eine Regung des Stolzes und der Freude, als sie die weiße Flagge sah. Sie fühlte sich in dem Schutz ihres Vaterlandes.

Aber ihre Gedanken folgten bald wieder ihrem gewöhnlichen Verlauf. Sie hatte seit dem frühen Morgen Vasconcellos gesucht, dem sie ihren Dank zu sagen wünschte, konnte ihn aber nirgends sehen.

Vasconcellos hütete sich, zu erscheinen. In dem ersten Augenblick des Rausches hatte er sich gefreut, die Königin frei und von allen Banden ledig zu sehen; er hatte sich gefreut, in ihr Mademoiselle von Savoyen wieder zu finden und in seinem unüberlegten Enthusiasmus gedacht, daß fortan zwischen ihm und ihr alle Hindernisse verschwunden wären. Aber die Ueberlegung hatte ihn enttäuscht. Er hatte erkannt, daß sich in der That seine Lage nicht geändert habe. Für jeden Andern konnte Isabella frei sein; für ihn blieb sie stets die Frau, welche auf Alfonso's Throne Platz genommen hatte.

Vasconcellos gehörte dem Könige; er hatte nicht einen einzigen Augenblick den Schwur vergessen, welchen er an dem Todtenbette seines Vaters ablegte, und er hielt sein Versprechen mit um so größerer Strenge, als sein Bruder dasselbe verkannt hatte.

Die Königin lieben, hieß sein Loos mit dem ihrigen vereinigen wollen, denn der Gedanke konnte ihm nicht in den Sinn kommen, seine Geliebte aus ihr zu machen. Wollte er sie aber zu seiner Gemahlin machen, so mußte er damit das Unrecht des Königs anerkennen, seine Unfähigkeit, seine Jämmerlichkeit, so mußte er sich damit laut für den Feind des Königs erklären.

Isabella liebte ihn, wie sie ihm gestanden hatte. Jetzt, da jede Gefahr für sie vorüber war, mußte der Gedanke, das Leben in einem Kloster zu beendigen, von selbst fallen. Vasconcellos war ein Mann. Der Auftritt am gestrigen Abende hatte seine Kräfte erschöpft. Er fühlte sich nicht fähig, oft ähnlichen Gefahren zu widerstehen. Und da er seine Schwäche fürchtete, so zog er vor zu fliehen, und beschloß, die Königin nicht wieder zu sehen.

Während der Nacht benachrichtigte er den Marquis von Sande und Herrn von Fosseuse, von denen er wußte, daß sie Isabellen vorzugsweise ergeben wären; dann erschien er nicht wieder in dem Hotel der französischen Gesandtschaft.

Herr von Fosseuse begleitete die Königin in den Palast Xabregas. In Folge einer Berathung, zu welcher der Marquis von Sande, einige Granden von Portugal, die gegen den Hof feindselig gestimmt waren, und mehre Prälaten gezogen wurden, ging ein besonderer Bote mit Depeschen an Seine Heiligkeit den Papst Clemens IX. ab.

Diesem Boten sollten der Vater Vieira da Silva, Beichtvater der Königin, Luis da Suza, Deputirter der Inquisition, und Emanuel da Magelhaens daj Meneses, Archidiaconus der Metropolitane von Porto mit unbeschränkten Vollmachten von Isabella von Savoyen folgen, um die apostolische Nichtigkeits-

Erklärung der Ehe jener Prinzessin mit König Alfons VI. zu erlangen.

Von jetzt an besserte sich Isabella's Lage merklich. Sie hatte nun eine Partei im Staate. Der unzufriedene hohe Adel und die Geistlichkeit bildeten einen Anhang für sie, aber sie selbst wollte sich nicht in politische Angelegenheiten mischen, verließ ihren Palast nie und war schon hinreichend befriedigt, daß sie gegen die schmachvollen Launen des Königs geschützt war.

Als Herr von Fosseuse Lissabon verließ, versprach er der Königin, daß er ihr zwei französische Ehrendamen senden werde. In der That sah sie bald die beiden reizenden Schwestern Marie und Gabrielle von Saulnes, Töchter eines alten Edelmannes in Orleanais, anlangen. Diese beiden jungen Mädchen leisteten ihr nun treue Gesellschaft. Sie liebten sie, weil sie unglücklich und gut war, und die arme Königin vergaß ihr Unglück, wenn sie von den beiden Schwestern unterhalten wurde.

Der Infant Dom Pedro stattete ihr jetzt fleißige Besuche ab. Er war ein schöner und biederer junger Mann, dessen sanfter und zu nachgiebiger Charakter vielleicht die Spuren der langen Vormundschaft trug, unter welcher er gestanden hatte. Er war blöde bei Frauen, aber der Gefahr gegenüber unerschrocken. Die schlechte Behandlung jeder Art, welche er bei Hofe erlitt, hatte seine Liebe zu seinem Bruder nicht mildern können, wogegen er den tiefsten Haß gegen Castelmelhor hegte, der ein Mal sogar gewagt hatte, den Degen gegen ihn zu ziehen. Gleich allen vorsichtigen Charakteren war er zur Eifersucht geneigt, mißtrauisch und eines langen Grolles fähig; aber alle diese Fehler, welche durch zahlreiche gute Eigenschaften ausgeglichen wurden,

entgingen der Königin, welche ihn als Bruder behandelte und zu ihrem Vertrauten machte.

Isabella mußte die Liebe des Infanten kennen, da gleichsam aus allen seinen Poren das Bekenntniß derselben hervorging, aber sie stellte sich, als bemerke sie dieselbe nicht, weil es ihr nicht möglich war, sie zu erwidern. Es war das eine naive und ehrfurchtsvolle Liebe, die unterwürfige, zarte und reine Liebe eines Pagen gegen seine Souverainin. Eine Haarlocke würde Dom Pedro in Verzückung versetzt haben. Hätte er zu den Zeiten des Ritterwesens gelebt, so würde er sich mit der Erlaubniß begnügt haben, die Farben seiner Dame zu tragen.

Aber zu gleicher Zeit war seine Liebe eifersüchtig über das Maß. Die Eifersucht ist aber scharfsichtig und geht ihrem Ziele gerade entgegen. Dom Pedro hatte seit langer Zeit erkannt, daß Isabella's Herz nicht frei sei, und sein Verdacht war sofort auf Vasconcellos gefallen, daher er erbebte, wenn er den Namen desselben nennen hörte, und ihn fast eben so sehr haßte, wie Castelmelhor.

Simon that indeß nichts, um jene Eifersucht zu rechtfertigen. Während eines Jahres, daß Isabella in dem Palaste Xabregas verlebte, sah er sie nur zwei Mal, und zwar beide Male in Gegenwart ihrer Hoffräulein. Ueberdieß waren wichtige und feierliche Ursachen nöthig gewesen, um ihn in die Residenz der Königin zu führen. Das erste Mal kam er, um sie zu benachrichtigen, daß ein Elender, welcher ein Diener von ihr war, den Vorschlag gemacht habe, sie zu vergiften, was jedoch der Günstling in Folge eines Restes von Ehre abgelehnt hatte. Das zweite Mal brachte er ihr Nachrichten von dem römischen Hofe, an welchem ihre Angelegenheit gerade verhandelt wurde;

er übergab ihr zu gleicher Zeit einen vorläufigen Dispens, welchen Louis, Cardinal von Vendome (Isabella's Oheim) und Legat a latere des heiligen Vaters ausgefertigt hatte. Es schien, daß Vasconcellos Mittel besaß, um früher, als alle Andere, von dem benachrichtigt zu werden, was Isabella betraf.

Indeß bewohnte er Lissabon nicht oder man sah ihn wenigstens nie daselbst, und sein Bedienter, Baltazar, war in den Dienst des Lord Richard Fanshaw getreten.

Der Infant ärgerte sich über die vollständige und genaue Kenntniß, welche Vasconcellos von den Angelegenheiten der Königin zu haben schien; besonders verzweifelte er, wenn er den Eindruck sah, welcher durch die seltenen Besuche jener Frau auf Isabella hervorgebracht wurde. Sie sprach fortwährend von ihm, bald mit geheimnißvoller Furcht, bald mit unkluger Begeisterung, bald mit schwermüthiger Zärtlichkeit.

Daher erblickte auch Dom Pedro einen Nebenbuhler in ihm; wenn er seinen Haß verbarg, so that er das nur, weil er befürchtete, daß er Isabella mißfallen möchte.

Während wir diesen nothwendigen Rückblick auf vergangene Begebenheiten thaten, ist unsere Geschichte nicht vorwärts geschritten; die Zeit ist stehen geblieben, um uns Muße zu lassen, und wenn wir nicht buchstäblich die Forcetour des Josua erneuert haben, so hatte das seinen Grund darin, weil die Sonne bereits untergegangen war, als der Mönch Castelmelhors Palast verließ.

Es war um sieben Uhr Abends etwa. Die Königin saß auf einer hohen Bergere in einem Zimmer des Palastes Xabregas, aus welchem sie ihr Oratorium oder Sprechzimmer gemacht hatte. Neben ihr knieeten auf seidenen Kissen Marie

und Gabrielle von Saulnes und arbeiteten zarte Stickereien. Der Infant Dom Pedro, welcher auf einem Tabouret in einiger Entfernung saß, entlockte einer großen portugiesischen Guitarre klagende Töne, die er mit einem französischen Liede begleitete, welches er ohne Zweifel gelernt hatte, um Isabella zu gefallen. Während diese ihm zuhörte, hatte sie ihren Kopf auf die Hand gestützt und dachte nach.

„Kennst Du dieses Lied?" wandte sich Gabrielle von Saulnes ganz leise an ihre Schwester Marie.

Marie standen Thränen in den Augen.

„Was habt Ihr?" fragte die Königin.

„Verzeiht, Majestät," antwortete die heitere Gabrielle, „es ist nur eine Erinnerung, welche uns beschäftigt. Das Lied, welches Seine Hoheit der Prinz Infant singt, ist den Ohren meiner Schwester nicht fremd."

Marie wurde kirschroth.

„Siehe!" sagte die Königin lächelnd; „woher kennt die Kleine das Lied?"

„Von unserm Vetter Roger von Luces, der Cornet bei den königlichen leichten Reitern ist."

„Weine nicht, Marie," sagte darauf die Königin mit einem Seufzer, „Du wirst eines Tages Frankreich und Deinen Vetter wiedersehen. — Andere Leute, meine Liebe, haben die süße Hoffnung nicht, diejenigen wiederzusehen, welche sie lieben. — Ich bitte Euch, Herr Bruder, hört auf zu singen."

Diese letzten Worte sagte die Königin zu dem Infant. Dieser legte sofort die Guitarre hin und näherte sich der Königin.

„Solltet Ihr schlechte Nachrichten von Rom erhalten haben, Senhora?" fragte er. „Sie scheinen trauriger, als gewöhnlich."

Isabella antwortete nicht.

„Sie denkt an ihn," dachte der Prinz; „immer, immer an ihn."

„Ihr sprecht gar nicht, mein Herr Bruder!" sagte plötzlich die Königin mit erzwungener Munterkeit; „wißt Ihr denn nicht irgend eine hübsche Geschichte, durch welche Ihr drei arme Einsiedlerinnen etwas erheitern könnt?"

Die beiden Fräulein von Saulnes näherten instinktmäßig ihre Kissen, um besser zu hören. Der Prinz seiner Seits suchte in Verzweiflung in seinem Gedächtniß, fand aber nichts. Man wird sich erinnern, daß sich in solchen Augenblicken allemal das Gedächtniß schüchterner Personen widerspenstig zeigt.

„Achtet auf, meine schönen Kinder," sagte die Königin; „mein Herr Bruder wird uns etwas erzählen."

Diese Ermahnung war vollkommen unnütz; die beiden Schwestern richteten ohnedieß schon ungeduldige und neugierige Blicke nach dem Antlitz des Prinzen.

„Ach, Senhora," sagte der Infant, dessen Züge eine wahrhafte Betrübniß ausdrückten, „ich weiß nichts, denn ich bin Laie in der Kunst, Erzählungen zu erdenken."

Während er diese Worte sagte, senkte er seine Blicke und drehete seinen Hut zwischen den Fingern, genau wie ein Liebhaber vom Dorfe, der mit seiner Beredtsamkeit zu Ende ist. Die sanfte Marie staunte ihn an und fühlte Mitleid mit ihm, aber Gabrielle vermochte ein Lächeln nicht zu unterdrücken. Die Königin war wiederum in ihr Nachdenken versunken.

„Und dennoch," nahm der Infant wieder das Wort und richtete sich empor, weil Gabrielles Lächeln auf ihn einwirkte, wie ein Spornstoß auf ein Rassepferd, „und dennoch gehen in

unserer Mitte Dinge vor, welche, wenn man sie erzählte, gleich zur Lust erfundenen Mährchen klingen würden. — Hörtet Ihr schon von dem Mönche sprechen, Senhora?"

„Von dem Mönche?" wiederholte Isabella mit zerstreuter Miene.

„Von dem Mönche!" riefen die beiden Schwestern aus, die von einem Schauder überlaufen wurden.

„Von dem Mönche," nahm der Infant wieder das Wort; „von dem Manne, welchen man in einer Stadt, die funfzig Klöster hat, ausschließlich den Mönch nennt, von dem Manne, in dessen Gegenwart die Narrheit Seiner Majestät meines Bruders schweigt, dessen Stimme den Verräther Castelmelhor erzittern läßt, dessen Hand so viele Wohlthaten spendet, daß dadurch der Zorn des Himmels, welcher über Portugal schwebt, aufgehalten wird."

„Es ist das erste Mal, daß Ihr uns von diesem Manne erzählt, mein Herr Bruder."

„Es ist in der That das erste Mal, Senhora. Warum? das vermag ich nicht zu sagen, denn er hat Anrechte auf meine Freundschaft und Achtung."

„Wie!" rief Gabrielle von Saulnes erstaunt aus; „Ihr kennt ihn also? Ihr habt mit ihm gesprochen?"

„Warum diese Frage, meine Tochter?" fragte die Königin erstaunt.

„Weil der Mönch ein so geheimnißvoller, so furchtbarer Mann ist! Ich hörte bisweilen die höhern Beamten Seiner Majestät von ihm sprechen, und sie zittern, wenn sie seinen Namen aussprachen."

Es entstand ein Schweigen. Auch der Infant schien jetzt in ein träumerisches Nachdenken versunken.

„Ein Mal —" begann das junge Mädchen wieder; „aber ich weiß nicht, ob ich es Euer Majestät erzählen darf."

„Erzähle immerhin, meine Liebe; ich bin ein Weib und bin neugierig."

„Ein Mal, es war in dem Kloster Esperanza, in welches Euere Majestät mich gesendet hatten, um die Messe zu hören, während meine Schwester bei Eurer Majestät bleiben mußte, welche krank war, — da fühlte ich mich während des Hochamts beim Arme berührt und wäre beinahe vor Schrecken gestorben, als ich einen Mönch neben mir sah, dessen Antlitz unter einer Kapuze von außergewöhnlicher Größe verschwand. Ich erinnerte mich an die Gespräche Euerer Officiere und erkannte den Mönch."

„Er hatte Dich aus Versehen berührt?"

„Er hatte mich am Arme berührt, um meine Aufmerksamkeit zu erwecken. „Kind," sagte er zu mir, „der Himmel hat Dir eine herrliche Aufgabe verliehen. Ueber ihr zu wachen, sie zu trösten, sie zu lieben! Du wirst gesegnet sein dort oben, wie hier unten, wenn Du Deine heilige Pflicht erfüllst."

„Das hat er zu Dir gesagt?" fragte die Königin.

„Dann hörte ich einen tiefen Seufzer. Als ich mich umwandte, sah ich Niemand mehr neben mir."

„Das ist wundersam," sagten Isabella und der Infant zu gleicher Zeit.

„In der That wundersam!" rief Marie von Saulnes aus. „Am folgenden Tage blieb meine Schwester bei Eurer Majestät

und ich begab mich in das Kloster Esperanza, um die Messe zu hören."

„Nun?" fragte die Königin.

„Meine Schwester hat es schon übernommen, meine Geschichte zu erzählen. Es widerfuhr mir dasselbe Abenteuer."

„Ich kenne aber diesen Mann nicht? Woher kommt diese besondere Fürsorge?"

„Seid Ihr ganz gewiß, daß ihr ihn nicht erkennt, Senhora?" fragte der Infant in einem ernsten Tone.

„Auf mein Wort, Herr Bruder, ich habe ihn noch nie gesehen!"

„Auch mit mir hat der Mönch über Eure Majestät gesprochen. Er hat mir befohlen, über Euch zu wachen, Euch — ja, er hat mir befohlen, Euch zu lieben, Senhora, Euch durch meine Liebe für die Unbilden schadlos zu halten, welche ihr von dem Könige, meinem Bruder, zu erdulden hättet."

Die Königin barg ihre Verlegenheit unter einem Lächeln.

„Ja," fuhr der Infant mit langsamer und ausdrucksvoller Stimme fort, „seine Rathschläge waren stets die eines ernsten und biedern Herzen. Nach jeder Beleidigung, die ich von meinem Bruder erlitten, erschien er, mich zu trösten und meinen Geist gegen die Versuchungen der Rache zu stärken. — Wer er auch sein mag, ich schulde ihm Dank, — aber das Geheimniß, welches ihn umgiebt, peinigt mich, — ich kann ihn nicht lieben. Ich glaube an ihn, ich achte ihn, aber eine geheime Stimme verbietet mir, ihn zu lieben."

Der Infant schwieg.

Die Züge der vier Personen, welche in dem Oratorium der Königin versammelt waren, hatten während des Verlaufs

der Unterhaltung allmählich einen feierlichen, gleichförmigen Ausdruck angenommen. Die Nacht war finster; man hörte draußen das Heulen des Windes in den laublosen Bäumen des Gartens, während in dem Palaste die Scheiben der hohen und alterthümlichen Fenster klirrten; die beiden jungen Mädchen, welche sich dicht an einander schmiegten, hatten große Mühe, ihre Angst zu verbergen.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür, und fast Jeder glaubte, daß er die geheimnißvolle Person erschauen werde, deren Name wiederholt ausgesprochen war.

Aber der Thürsteher machte dieser Befürchtung ein Ende, indem er mit lauter Stimme verkündete:

„Senhor Dom Simon da Vasconcellos y Suza.“

---

5. Acht Uhr.

Der Name Vasconcellos machte auf unsere vier Personen einen sehr verschiedenartigen Eindruck.

Die Königin empfand eine tiefe Aufregung, welche sofort auf ihrem Antlitz sichtbar wurde, da sie sich keine Mühe gab, dieselbe zu verbergen. Der Infant wurde bleich. Er fühlte jenes Unwohlsein, welches das Herz bei der Annäherung eines Feindes erstarren macht. Was die Fräulein von Saulnes betraf, so wurden sie durch den Namen des Gastes von Neuem ermuthigt und zeigten wieder ihr reizendes Lächeln.

Die fünf Jahre, welche über Vasconcellos Haupt dahin geschritten waren, hatten nichts Anders gethan, als daß sie seine jugendliche Anmuth durch eine männliche Schönheit ersetzt hatten. Uebrigens glich er noch immer Zug für Zug seinem Bruder Castelmelhor.

Man bemerkte bei den beiden Zwillingen denselben in seiner mittelmäßigen Entwicklung vollendeten Wuchs, dieselbe Zartheit der Formen, denselben Stolz des Blickes. Nur hatte Vasconcellos' edles Antlitz nicht jenen zweifelhaften, unbeschreiblichen Neben-Ausdruck, welcher die Züge seines Bruders verunstaltete.

Seine Offenherzigkeit war eine ungeheuchelte; sein Auge, in welchem die Leidenschaft im Schmerz erloschen schien, seine ruhige und resignirte Stirn sagten hinreichend, daß es keine ehrsüchtigen und strafbaren Verschwörungen wären, welche die Blässe seiner Wangen herbeigeführt hätten.

Er war in die glänzende Tracht eines Hofmannes gekleidet und trug, nach portugiesischer Mode, die Farben seines Hauses. Diese Tracht vermehrte in einem solchen Grade die Aehnlichkeit zwischen ihm und seinem Bruder, daß die Königin nicht umhin konnte, zu erröthen, indem sie an die unwürdigen Beleidigungen dachte, welche sie von dem Letztern erlitten hatte.

Was den Infant betraf, so wich er mehre Schritte zurück, um dem Nebenbuhler nicht zu nahe zu stehen.

„Sie gleichen sich," dachte er, „und wahrscheinlich hinsichtlich des Herzens eben so sehr, wie hinsichtlich des Gesichts. Ich weiß nicht, welchen von Beiden ich am meisten hasse!"

Vasconcellos ging mit langsamen Schritten durch das Zimmer und gelangte bis vor die Königin, vor welcher er sich tief verneigte. Der Infant, welcher kein Auge von ihm verwandte, bemerkte wüthend, daß die Königin ihm freiwillig ihre Hand reichte. Vasconcellos berührte dieselbe mit seinen Lippen und erhob sich dann schnell wieder.

„Welcher glückliche Zufall bringt Euch hierher Senhor?" fragte die Königin. „Ihr habt uns nicht daran gewöhnt, oft die Freude über Euere Gegenwart zu genießen."

„Senhora," antwortete Vasconcellos, der ein schwermüthiges Lächeln über seine Lippen schweben ließ, „meine Anwesenheit würde Euch sehr wenig Freude bringen. Nicht die, welche selbst dulden, vermögen die Betrübten zu trösten. Meine Auf-

gabe ist übrigens eine andere: ich bewache das Wohl Euerer Majestät. Wenn eine Gefahr meiner Königin droht, so verlasse ich für einen Augenblick meinen Posten, um Dieselbe zu warnen oder zu vertheidigen. Mein Anblick ist demnach von unheimlicher Vorbedeutung, denn er kündet Gefahr an."

„Was wollt Ihr sagen?" fragte der Infant, indem er näher trat; „wäre die Königin bedroht?"

„O! ich bin in Sicherheit!" sagte Isabella. „Seid Ihr nicht bei mir, Vasconcellos, Ihr, der Ihr mein steter Vertheidiger waret?"

„Ich habe nach meinen besten Kräften gewirkt, Senhora," antwortete Vasconcellos.

Dann verneigte er sich mit Ehrerbietung vor dem Infant und fuhr fort:

„Seine Königliche Hoheit wird Euch übrigens mit ihrem Degen vertheidigen können, denn die Gefahr, welche Euch droht, kommt nicht von Alfons von Portugal."

„Es ist also wirklich eine Gefahr vorhanden?" rief der Prinz aus; „redet, Senhor, worum handelt es sich?"

Die Uhr des Palastes tönte jenen einzigen und vorangehenden Schlag, welcher bei fast allen alten Schlagwerken zwei oder drei Minuten zum Voraus die Stunde andeutete, welche dem Ablauf nahe war.

„Es war Zeit!" sagte Vasconcellos. „Senhor," fuhr er dann fort, indem er sich an den Infant wandte, „es handelt sich darum, die Königin zu retten, gegen welche ein Ehrloser eine Verschwörung eingeleitet hat, die an dem heutigen Abende ihre Früchte tragen soll."

„Was für eine Verschwörung?"

„Die Stunde drängt, Senhor," antwortete Simon, „und die Zeit ist zu einer Erklärung nicht günstig. — Ermuthigt Euch, Senhora, meine Maßregeln sind ergriffen und ich stehe für Euere Majestät ein."

„Wäre es nicht vielleicht besser, zu entfliehen?" fragte der Infant.

„Es ist zu spät."

Es wurde mit Heftigkeit an das äußere Thor des Palastes gepocht.

In demselben Augenblick schlug es acht Uhr.

„Man hat Euch pünktlich gehorcht, Mylord," dachte Vasconcellos, „und es gewährt Freude, mit einem Spieler von Euerer Stärke eine Partie zu machen."

„Was ist das?" fragte die Königin, deren Furcht endlich zu erwachen begann.

„Es sind zwanzig Elende, welche kommen, um Euere Majestät abzuholen," antwortete Vasconcellos.

„Zwanzig!" rief der Infant aus; „es sind zwanzig! — dann seid Ihr ein Hirnloser oder ein Verräther!"

„Schweigt, mein Herr Bruder!" sagte die Königin gebieterisch.

Dann fuhr sie fort, indem sie Vasconcellos anblickte:

„Senhor, ich setze mein Vertrauen auf Euch. Was auch sich ereignen möge, ich erkläre Euch für unfähig, einen Verrath an mir zu begehen."

Der Infant hielt einen Ausruf des Zornes zurück und begann, mit großen Schritten das Zimmer zu durchmessen.

„Ich danke Euch, Senhora," sagte Vasconcellos.

Man hörte das Geräusch von Tritten auf der Treppe und die Stimmen von Dienern, welche den Durchgang verweigerten.

Die beiden jungen Französinnen waren aufgesprungen und standen halb todt vor Furcht regungslos und bleich gleich Marmorstatuen da. Der Blick der Königin fiel auf sie.

„Entfernt Euch, meine Töchter," sagte sie. „Geht in die Kapelle des Palastes; dort werdet Ihr mindestens in Sicherheit sein."

Die beiden Schwestern ergriffen sich gegenseitig bei der Hand und warfen sich, anstatt zu gehorchen, vor den Füßen der Königin auf die Kniee.

„Das wolle Gott nicht," sagte Marie von Saulnes, „daß wir Euere Majestät in der Stunde der Gefahr verlassen sollten!"

„Wir sind die Töchter eines Edelmannes!" fügte Gabrielle hinzu, indem sie ihre zarten Brauen zusammenzog; „wir haben das Recht, mit Euch zu sterben, Senhora!"

Die Königin drückte Beiden einen Kuß auf die Stirn.

Die Schritte kamen rasch näher. Schon hörte man sie in dem nächsten Saale. Vasconcellos gab der Königin ein Zeichen, an ihrem Platze zu bleiben, und schritt dann auf die Thür zu. Der Infant wollte ihm folgen.

„Bleibt, Senhor," sagte jedoch Vasconcellos; „die Zeit nahet, wo Euere Königliche Hoheit die einzige Hoffnung der Portugiesen sein wird. Stellt nicht unnöthiger Weise Euer kostbares Leben bloß."

Ehe er noch ausgesprochen hatte, öffnete sich die Thür. Vasconcellos entfernte mit einer ehrerbietigen, aber bestimmten Geberde den Infant, welcher mit dem Degen in der Hand den

Eingang vertheidigen wollte und sich neben ihn stellte. Er ließ seinen Degen in der Scheide.

Die Ritter vom Firmament warfen den letzten Bedienten zur Seite, der ihnen den Eintritt verwehrte, und stürzten nun lärmend in das Zimmer, während ihnen Sir William, der Secretair des Sir Richard Fanshaw, folgte.

Vasconcellos stand zwischen den Eindringenden und dem Lichte, während er die Arme über der Brust gekreuzt hatte. Die Ritter vom Firmament bemerkten ihn nicht sofort, als aber Manuel Antunez, Ascanio's Lieutenant, an ihm vorüber gehen und sich der Königin nähern wollte, da ergriff ihn der jüngere Suza bei den Schultern und warf ihn in die Mitte seiner Gefährten zurück.

„Was wollt Ihr hier, Elende?" rief er mit schallender Stimme.

Die Ritter vom Firmament waren verdutzt stehen geblieben. Die Hintersten, welche nicht sehen konnten, was vorging, zogen ihre Schwerter, aber die Vordern zögerten und wagten nicht vorzudringen. Sir William selbst stand seitwärts und bedeckte sein Antlitz so gut wie möglich mit seinem weiten Mantel.

Endlich ging von Mund zu Munde ein Name.

„Der Graf von Castelmelhor!" raunten die Ritter vom Firmament einander zu.

Und der Schrecken, welchen der Günstling einflößte, war ein so gewaltiger, daß diejenigen, welche der Thür am nächsten waren, klüglich ihren Rückzug anzutreten begannen. Es wußte in der That Niemand, daß Vasconcellos in Lissabon sei. Dieser Mann in den Farben des Hauses Suza konnte also nur Castelmelhor sein.

Vasconcellos hatte auf diesen Irrthum nicht gerechnet. Als er die Gefahr, welche der Königin drohte, auf eine Weise erfahren hatte, welche unsere Leser wahrscheinlich bereits ahnen, und als er seine Maßregeln dem gemäß genommen, hatte er der Königin dreist sagen können: „Ich bürge für Euere Majestät." Aber diese rückgängige Bewegung der Ritter vom Firmament gab ihm Stoff zum Nachdenken, der Name Castelmelhor drang bis an seine Ohren und er errieth die Ursache dieses panischen Schreckens.

Es lag in seinem Interesse, von jenem Schrecken Vortheil zu ziehen, denn die Aufgabe, welche er sich für den heutigen Tag gestellt hatte, war noch nicht beendet, und eine Gewaltthätigkeit hätte vielleicht Zeugen in die Nähe des Palastes gezogen, die ihm ungelegen gekommen wären.

Er zog seinen Degen und that einen Schritt auf die Patrouille des Königs zu, welche sogleich vor ihm zurückwich.

„Wer hat Euch hierher geführt?" fragte er.

„Das that ich, Senhor Graf," antwortete Antunez in weinerlichem Tone, „allein ich glaubte nach dem Willen Eurer Excellenz zu handeln und habe nur den Befehlen meines Obern, des Hauptmann Ascanio Macarone gehorcht."

„Ihr werdet Euere Strafe erhalten," sagte Vasconcellos in jener kurzen und trocknen Stimme, welche Castelmelhor gewöhnlich annahm; „Euer Capitain wird seines Postens enthoben werden, damit er in der Folge wisse, wie unklug es ist, das Asyl der Königin zu entweihen und die Flagge von Frankreich zu verachten, welche über der Thür dieses Palastes weht. — Entfernt Euch!"

Alle beeilten sich, zu gehorchen.

„Halt!" rief Vasconcellos, indem er sich eines Andern besann; „wer ist jener Mensch, der die Tracht der Ritter vom Firmament nicht trägt?"

Er zeigte auf Sir William.

„Es ist ein Engländer," antwortete Antunez.

„Was will er hier?"

Antunez stockte einen Augenblick.

„Er ist der Secretair des Mylord Gesandten," stammelte er endlich.

„Hoheit," sagte Vasconcellos, indem er sich gegen den Infant wandte, „ich hatte Recht, wenn ich Euch sagte, daß dieser ehrlose Angriff nicht von Euerm königlichen Bruder ausgehe. — Nun entfernt Euch!" fuhr er dann zu Antunez gewandt fort; „Ihr aber, Herr Engländer, bleibt!"

Ungeachtet dieses Befehles wollte sich Sir William entfernen. Aber die Ritter vom Firmament ergriffen ihn auf einen Wink des vermeintlichen Castelmelhor und führten ihn mit Gewalt in die Mitte des Zimmers, worauf sie sich entfernten.

Die Königin und der Infant waren die stummen Zuschauer des ganzen Auftrittes gewesen. Die Königin bewunderte Vasconcellos und suchte sich die Gründe seiner Macht gar nicht zu erklären. Sie wußte ihm nur Dank aus dem Grunde ihres Herzens.

Der Infant dagegen, gedemüthigt durch die feindliche Rolle, welche er gespielt hatte, gereizt durch die Ueberlegenheit seines Nebenbuhlers, wälzte feindliche Gedanken in seinem Kopfe. Er fragte sich, welches Band Vasconcellos mit den Rittern vom Firmament verbinde; er fragte sich, wie es diesem Manne, der eigentlich gar nichts im Staate bedeute, der seit fünf Jahren

ein Geächteter war und in Lissabon nicht öffentlich hatte erscheinen dürfen, gewissermaßen durch die alleinige Kraft seines Willens hatte möglich werden können, den Angriff gegen die Königin vorauszusehen und abzuwenden.

Während er in solcher Art nachdachte, bereitete sich eine andere Scene vor, welche sein Staunen auf den höchsten Punkt steigern sollte.

Vasconcellos war nicht zu der Königin zurückgekehrt, sondern in der Mitte des Saales Sir William gegenüber stehen geblieben, der sich in seinen Mantel verhüllt hielt. Dom Simon wartete einige Augenblicke, bevor er das Wort ergriff; als er aber endlich hörte, wie die schweren Flügel der äußern Pforte sich hinter der königlichen Patrouille schlossen, da erhob er langsam den Arm und riß dem Engländer seinen Mantel ab.

„Hoheit," wandte er sich dann an den Infant, „was soll mit diesem Menschen geschehen, welcher durch königliches Urtheil aus dem Königreiche verwiesen ist und seinen Bann gebrochen hat?"

„Ich kenne diesen Menschen nicht," sagte der Infant.

Aber Vasconcellos hatte indeß William unter die hohe Lampe geführt, welche über dem Kamine hing, und der Prinz rief erschreckt aus:

„Antonio Conti di Vintimiglia!"

Die Königin richtete einen neugierigen Blick auf den ehemaligen Günstling, von dessen Kühnheit und Freveln sie oft erzählen gehört hatte. Auch die beiden Fräulein von Saulnes, die sich hinter ihre Gebieterin geflüchtet hatten, reckten ihre blon-

den und anmuthigen Köpfchen zu beiden Seiten der Königin vor.

„Antonio Conti von Vintimiglia," wiederholte Vasconcellos mit tiefer Bitterkeit, „der Mann, welcher Portugal auf den unseligen Weg geführt hat, der in einem Abgrunde endet; der Teufel, welcher sich zu Häupten unsers Herrn und Königs gesetzt hatte; der unsaubere Giftmischer, welcher den Geist und das Herz des Königs vergiftet hat; der moralische Mörder Seiner Majestät, des Königs Alfons — Euers Bruders, Senhor!"

„Hast Du das Recht, so zu sprechen," fragte Conti, indem er sein Haupt erhob, „Castelmelhor, der Du mein Nachfolger geworden?"

„Seht mich genauer an, Signor Conti," antwortete Dom Simon; „ich bin Castelmelhor nicht."

„Ist es möglich?" unterbrach ihn Vintimiglia, indem er mit seinen vorsichtigen Blicken in dem Zimmer umherschaute, als suche er seine bereits fernen Spießgesellen.

„Ich bin," fuhr Vasconcellos fort, „derjenige, welcher in den Zeiten Euerer Macht Euch eines Tags inmitten Eurer ehrlosen Wächter in das Antlitz schlug; ich bin derjenige, welcher das Volk aufregte, um Euch von Lissabon zu verjagen."

„Vasconcellos!" murmelte Conti und senkte seine Stirn.

„Vasconcellos, der zu Euch gesagt hatte: „Signor Conti, wir werden uns wiedersehen!""

Der ehemalige Günstling trat einen Schritt zurück und warf sich fast besinnungslos zu den Füßen des Infanten nieder. Der Infant wich voll Abscheues zurück. Da schleppte sich Conti,

von Angst gefoltert, auf seinen Knieeen bis vor Isabella's Füße.

„Gnade, Senhora, Gnade!" flehete er.

„Schonet ihn, Senhor," bat die Königin.

Die beiden Schwestern falteten ihre Hände und richteten flehende Blicke auf Vasconcellos

„Erhebe Dich!" sagte Vasconcellos; „ich hatte Dich vergessen und würde mich Deiner nicht wieder erinnert haben, hätte nicht das Wohl der Königin das erfordert. — Bereue es nicht, daß Du mich für Castelmelhor hieltest, denn ohne diesen Irrthum würdest Du Deinen verwegenen Verrath theuer bezahlt haben. — Schaue!"

Er hatte Conti nach einem Fenster geschoben. Da sah derselbe im Mondenschein die Musketen von etwa dreißig Soldaten hinter einer Mauer blitzen, welche mit einem Flügel des Palastes parallel lief.

Auch der Infant näherte sich dem Fenster. Er bemerkte die Soldaten; sein Staunen und sein Aerger verdoppelten sich.

„Gehe, Knecht des Engländers!" gebot Vasconcellos; „kehre zu Deinem Herrn zurück. Sag ihm, er möge immerhin seine lichtscheuen Bosheiten fortsetzen, bis die Stunde der Züchtigung gekommen sei — Nur möge er die Königin nicht berühren, denn ein Stärkerer, als er, bewache dieselbe!"

Vasconcellos zeigte nach der Thür. Conti schritt schnell durch das Zimmer und verschwand.

„Ich danke Euch, Senhor," sagte die Königin in dem Tone der tiefsten Rührung. „Gott selbst hat in seiner Gnade Euch neben mich gestellt."

„Empfanget auch meinen Dank, Senhor," sagte seiner-

seits der Infant in einem Tone, in welchem Bitterkeit und Aerger mit einer gewissen förmlichen Höflichkeit um den Vorrang kämpften. „Es sind in einem Augenblick viele Wunder vorgekommen. Ich begreife, wie man Euch für Dom Louis da Suza, Euern Bruder, halten konnte, denn ich selbst habe mich vordem oft getäuscht, — aber ich begreife nicht, wie Ihr die Ränke Englands zu durchschauen vermögt. Und seit wann habt Ihr das Recht, selbst Soldaten zu halten? Was bedeutet —"

„Euere Hoheit mag mir verzeihen," unterbrach Vasconcellos den Infant. „Die Erklärung würde zu viel Zeit hinnehmen, und ich halte sie für unnütz —"

„Aber ich verlange sie, Senhor."

Vasconcellos verneigte sich achtungsvoll.

„Zuvor möchte ich mit der Königin sprechen," antwortete er.

„Senhor," nahm der Infant wieder das Wort, „mein Verdacht mehrt sich mit Euerm Widerstreben, und ich will —"

„Verlaßt uns gefälligst, mein Herr Bruder," sagte die Königin mit Festigkeit.

Aber der Infant hatte die Schranken seiner gewöhnlichen Blödigkeit überschritten.

„Senhora," antwortete er, „es schmerzt mich, daß ich Euch nicht gehorchen kann, allein dieser Mann hat Soldaten hier in der Nähe. Er ist gekommen, Euch zu retten, glaubt das und ich will es ebenfalls glauben; allein wenn es sich um eine so kostbare Person handelt —"

Vasconcellos nahm ein Papier aus seiner Brieftasche und übergab es dem Infant.

„Ich kannte Euere Königliche Hoheit," sagte er, „und hatte das Alles vorhergesehen. Leset gefälligst dieses Briefchen."

Dieses Briefchen enthielt folgende Worte:

„Euer Glück hängt von Vasconcellos ab; vertraut ihm"

„Der Mönch."

---

6. Mitternacht.

Der Infant las zu wiederholten Malen den Brief.

„Es ist die Handschrift des Mönches," sagte er, „allein wie kann mein Glück —"

„Das ist mein und des Mönches Geheimniß," antwortete Vasconcellos kalt.

„Ich entferne mich," sagte der Prinz, „aber nicht, um einem geheimnißvollen Befehle zu gehorchen, sondern um mich dem Willen Ihrer Majestät nicht länger zu widersetzen."

Die Königin beantwortete den Abschied des Infanten nur auf zerstreute Weise.

„Geht, meine Lieben," sagte sie dann zu den beiden jungen Mädchen, als Dom Pedro gegangen war, „und kommt nicht eher zurück, bis ich Euch rufen lasse."

„Sagt Seiner königlichen Hoheit, dem Prinz Infant," fügte Vasconcellos hinzu, „daß Ihre Majestät ihn bitten lasse, den Palast noch nicht zu verlassen."

Vasconcellos und die Königin waren allein.

„Was habt Ihr mir zu sagen, Dom Simon?" fragte die

Königin mit einer Stimme, deren sanfter und zitternder Ton ihre geheime Hoffnung durchleuchten ließ.

„Senhora," antwortete Vasconcellos, „erlaubt mir zunächst eine Frage: Habt Ihr nicht, seit keine rohe Tyrannei mehr drückend auf Euch lastet, den Gedanken aufgegeben, Euere Jugend in einem Kloster zu begraben?"

„Ich weiß nicht — ich zögere noch. — Die Welt hält mich für die Gattin eines Königs. Was kann man alsdann noch sein, zumal wenn man der Stimme des Herzens nicht hören darf, als eine demüthige und einsame Braut des Herrn."

„Man kann wechseln, aber nicht sich erniedrigen, Senhora. Man hat Königinnen gesehen, welche ihren Platz auf dem Throne inne behielten, nachdem ihre Männer gesunken waren."

„Ich verstehe Euch nicht, Dom Simon."

„Auch ich meinerseits zögere noch, Senhora," versetzte Vasconcellos mit Selbstüberwindung; „ich zögere, denn ich verlasse in diesem Augenblick einen Weg, dem ich lange und getreulich gefolgt bin, — und es ist mir, als verletzte ich eine Pflicht, wenn ich meinen Weg verändere, so wie ich einen Eid vergesse und — Hört mich an, o Senhora! — und stärkt mich! — denn ich liebe Euch."

Dieses Wort kam heiser und gleichsam erstickt aus Vasconcellos' Munde. Dieser schwieg sogleich, nachdem er es ausgesprochen hatte. Um den Preis seines Lebens hätte er es wieder zurücknehmen mögen.

„Ihr liebt mich!" wiederholte Isabella, aus deren Augen ein Blitz der Freude leuchtete.

Aber diese Freude erstarrte plötzlich in Folge des kalten und strengen Blickes, welchen Vasconcellos auf sie richtete.

„Es gibt Augenblicke," sagte er, „in denen die Leidenschaft albern wird, und dann wird ein ganzes durch Muth, Treue und Selbstverleugnung ausgezeichnetes Leben durch ein einziges Wort entehrt"

Vasconcellos unterbrach sich und fuhr dann mit leiser Stimme fort:

„Und ein solches Wort habe ich ausgestoßen, Senhora. Ich habe Euch erblicken lassen, was ich vor Euch hätte verbergen sollen, um mich nicht selbst verachten zu müssen und als ein Elender in meinen eigenen Augen zu erscheinen."

„Wie!" rief Isabella aus, „ist es denn ein Verbrechen?" —

„Habt Mitleid, Senhora!" unterbrach Dom Simon die Königin; „um Euretwillen hätte ich mit der Erinnerung an die einzigen Tage des Glücks, welche meine Jugend kennen lernte, gebrochen! — Um Euretwillen würde ich die Erinnerung an meine erste, meine einzige Liebe aus dem Herzen gerissen haben! — Aber die Ehre! Ich stehe allein, Senhora, um die schwere Bürde zu tragen, welche eine lange Reihe Ahnen von fleckenloser Biederkeit ihren Nachkommen auferlegt. Mein Bruder ist ein abgestorbener Ast eines edlen Stammes. Auf mir, auf mir allein beruht fortan der Ruhm der Suza! Was ich auch heute thun mag, ich werde vom Schicksal gezwungen, ein Meineidiger zu werden. — Mag ich wenigstens kein Verbrecher werden!"

Isabella hörte Vasconcellos an, ohne ihn zu verstehen. Sie errieth nur, daß sich zwischen ihm und ihr ein Hinderniß erhebe, welches unübersteiglicher sei, als alle, die sie befürchtet hatte.

„Eines Tages," fuhr Simon fort, der unwillkürlich dem Hange seiner Ideen folgte, „eines Tages meldete man mir, daß mein Vater am Tode liege. Er war ein edler Greis, rein, heilig und tapfer. — Ich eilte zu ihm. Ich sehe ihn noch, wie er da saß auf dem alterthümlichen Armsessel, auf welchen sich die Suza niederlassen, um zu sterben. Er war ruhig; seine Stirn hatte jene heitere Blässe, welche dieser Welt nicht angehört und welche Gott nur auf das Antlitz des Gerechten im Todes-Augenblick niedersendet. Wir knieeten nieder, denn ich war nicht allein; Castelmelhor knieete neben mir.

„Er reckte seine weiße und abgehagerte Hand über unsere Häupter aus; sein sterbendes Auge durchblickte unsere Herzen. Ich weinte; Dom Louis, mein Bruder, weinte auch. Seit jener Zeit, glaube ich, ist keine Thräne wieder in sein Auge getreten.

„Er sagte zu uns: „Kinder, liebt den König; duldet für ihn; sterbt für ihn!"

„Dann ließ er uns einen Eid aussprechen.

„Dom Luis schwor zuerst; ich legte meine Hand auf mein Herz, das heftig schlug, und sagte: „Möchte Gott mir Gelegenheit geben, bald meinen Schwur zu bethätigen!"

„Ich war dabei aufrichtig, Senhora. O! glaubt mir, ich habe den König geliebt, ich habe für den König gelitten, ich hätte für den König sterben mögen! Gibt es aber nicht eine geheiligtere Pflicht, als ein Eid ist, der an dem Todtenbette eines Vaters abgelegt wird?"

Dom Simon sprach diese Frage, welche er an sich selbst zu richten schien, mit einer Miene peinlichen und schmerzhaften Zweifels aus. Die Königin hörte ihm fortwährend zu und

fühlte ihr Herz von einem Schauder durchbebt. Zu gleicher Zeit fühlte sie Mitleid, denn es lag in Vasconcellos' Stimme der Ausdruck einer tiefen Wehmuth.

„Portugal darf nicht untergehen!" nahm Dom Simon abermals das Wort; „Portugal muß einen König haben! einen an Körper und Geist gesunden König, dessen Arm stark genug ist, um ein Scepter zu halten. — Ich werde meineidig werden — aber Dom Joao, mein Vater, wird mir verzeihen, und Portugal wird gerettet sein!"

Er erhob seine Augen auf Isabella, die ihn mit einem unruhigen Blicke befragte

„Ich habe lange gezögert," fuhr er fort; „ich habe lange während meiner schlaflosen Nächte zu Gott gebetet, damit er mich erleuchte, — und Gott hat mich erleuchtet, Senhora! Deßhalb bin ich zu Euch gekommen, Senhora, mir Euern Beistand zu erbitten."

„Verfügt über mich," gebot die Königin rasch; „ich werde stolz sein, mein Herr, etwas zur Erfüllung Euerer edlen Pläne beigetragen zu haben. — Was soll ich thun?"

„Die Gemahlin des Dom Pedro von Braganza, des Infanten von Portugal, werden."

Isabella stand mit halb geöffnetem Munde da, heftete ihr Auge starr auf Dom Simon und fand keine Kraft zu einer Antwort.

„Der hohe Adel liebt Euch," fuhr Simon fort; „er wird sich mit Euerm Gemahl verbünden, und wenn der Augenblick gekommen — und er naht, Senhora! — so werden die Verräther, welche Alfonso's Thron untergraben, hinter den Trüm-

mern desselben einen neuen Thron finden, der ebenfalls ein legitimer ist."

Isabella schwieg noch immer. Vasconcellos senkte ein Knie zur Erde.

Da schien die Königin mit einem Male zu erwachen. Ihr Auge entzündete sich; ihr Busen schlug mit Heftigkeit; ein bitteres Lächeln faltete ihre Lippen.

„Erhebt Euch," sagte sie mit Heftigkeit, „und dann kein Wort mehr, Senhor. — Ha! so bin ich denn tief genug gesunken, daß man aus mir ein passives Werkzeug machen oder mich politischen Rücksichten opfern will! — Senhor, Senhor! in meinem Vaterlande Frankreich gilt es für unwürdig, ein schwaches Weib zu beleidigen. — Schmach über Euch! Hüter des Ruhmes des Hauses Suza, Ihr habt Euere Pflicht verletzt, habt meine Narrheit gemißbraucht, und da mein Mund eines Tages Worte ausgesprochen, welche ich verdamme — hört Ihr es, Senhor? — so glaubt Ihr das Recht zu haben, über mich zu verfügen! — Bin ich denn Euere Vasallin? — Seid Ihr mein Senhor und Meister geworden, weil Ihr mir einen Schutz octroyirtet, den ich nicht von Euch verlangte? Pfui! nochmals Schmach über Euch und über Euer Haus, in welchem die Niederträchtigkeit erblich zu sein scheint! — Ich verbiete Euch, je wieder vor meinen Augen zu erscheinen!"

Sie erhob sich und wollte sich entfernen, aber ihre Kräfte schwanden; sie sank halb ohnmächtig auf ihren Sitz zurück: die Heftigkeit ihrer Aufregung hatte sie gebrochen.

Vasconcellos, der noch bleicher war, als sie, blieb regungslos, mit verschränkten Armen, das Haupt auf die Brust gesenkt, vor ihr stehen. Eine unsägliche Angst folterte sein Herz.

Dieses Weib, das so bewundernswürdig schön war in seinem Schmerz, dessen Zorn eine so große Liebe verrieth, dieses Weib, welches ihn zu beleidigen versucht hatte, obschon jede ihrer Beleidigungen zu einem neuen Bekenntniß, zu einem Vorwurf voll leidenschaftlicher Liebe geworden war, dieses Weib mußte er, wider seinen und wider ihren Willen, in die Arme eines Andern werfen! Und er durfte sich in seinem Leiden nicht einmal beklagen! es war seine Pflicht, den Scheiterhaufen zu errichten, auf welchem ihre gemeinsamen Hoffnungen verzehrt werden sollten; seine Aufgabe, das Opfer zu beschleunigen.

Er war Mann. Sein Wille erschlaffte zu gleicher Zeit mit seinem Körper. Er sank auf eins der Kissen nieder, auf denen die Fräulein von Saulnes gesessen hatten, und begann Isabella mit dem Ausdruck der Verzweiflung zu betrachten. Sie war ohne Bewegung; ihre Augen waren geschlossen.

„Mein Gott! mein Gott!" murmelte Vasconcellos, indem er beide Hände auf seine von Schluchzen gehobene Brust preßte; „sie liebte mich! — sie liebte mich fast eben so sehr, wie ich sie liebe!"

Dieser Ausruf schien Isabella zu galvanisiren, der langsam sich wieder erhob und ihre beiden Hände auf Vasconcellos' Schultern legte; ihre großen schwarzen Augen, die wie erloschen und verschleiert schienen, lächelten und weinten.

„Könnte ich doch so sterben!" sagte sie und ließ ihren Kopf an Vasconcellos' Busen sinken. „Ich habe Euch wohl verstanden," fuhr sie dann mit jener veränderten Stimme fort, die man bei den Somnambulen und Traumrednern bemerkt; „Ihr habt mir gesagt, daß Ihr mich liebtet — es ist wahr — ich weiß es — aber Ihr wollt mich tödten, durch ein langes und

grausames Märtyrthum tödten. — Warum? Ich bin noch so jung und habe schon so viel erduldet!"

Sie erhob sich mit einem Male und fuhr mit ihrer Hand über die Stirn. Dann blickte sie Vasconcellos erstaunt an und stieß ihn erschreckt von sich.

„Was macht Ihr hier, Senhor?" fragte sie.

Da er nicht antwortete, so fuhr sie fort:

„Ich erinnere mich! — Wir sind sehr unglücklich!"

Zwei Thränen quollen aus Simons Augen und fielen glühend auf Isabella's Hand.

„Weine nicht — weine nicht," bat sie außer sich; „Du liebst mich und ich gehöre Dir. — Sag mir: „Ich will!" — und ich werde gehorchen."

Nun trug sich ein herzzerreißender Auftritt zu, auf dessen Beschreibung ich verzichten muß. Die Königin wurde durch ihre Begeisterung aufrecht erhalten und erwartete ihr Urtheil. Vasconcellos nahm seine Kräfte zusammen; er schloß seine Ohren gegen das Angstgeschrei seines blutenden Herzens.

Lange Zeit kämpfte er vergebens. Sein Mund weigerte sich, mit einem Worte das zukünftige Glück zu brechen, welches ihm seine Einbildungskraft zeigte. Aber endlich färbte eine plötzliche Röthe seine Wangen und er sagte mit äußerster Anstrengung:

„Ich will!"

Die Königin reichte ihm ihre Hand, die er lange in den ihrigen hielt.

„Senhor," sagte sie, „Euer Wille soll geschehen!"

Gegen Mitternacht war die Kapelle des Oberklosters der

Benedictiner in Lissabon glänzend erleuchtet. Dem Altar gegenüber waren zwei Betschemel aufgestellt. Es war eine eheliche Verbindung, welche gefeiert werden sollte.

Ruy da Suza da Macedo erwartete das Brautpaar in eigner Person und hatte sich mit allen Insignien seiner hohen kirchlichen Würde bekleidet.

Bald hielten zwei Kutschen ohne Wappen vor der Thür des Klosters. Die Königin stieg von ihren beiden Fräulein begleitet aus der erstern, der Prinz Infant aus der Zweiten.

In der Thür der Kapelle zeigte sich jener geheimnißvolle Mann, den wir unter der Benennung des Mönchs kennen, um den Infant zu begleiten.

Dieser vermochte seine Freude kaum zu zügeln. Vasconcellos, den er als seinen Nebenbuhler betrachtet, hatte selbst Isabella's Hand in die seinige gelegt; er sollte der Gemahl der Frau werden, welche er liebte, er, der nie gewagt hatte, ihr seine Liebe zu gestehen!

Die Feierlichkeit war kurz und ohne Prunk. Nur die beiden Fräulein von Saulnes und der Mönch waren Zeugen. Isabella überreichte dem Ober-Abt Ruy da Suza den Dispens des Kardinals von Vendome, und es wurde alsdann sofort zur Trauung geschritten.

Die Königin sah sich nach Vasconcellos um, damit sie Muth aus seinem Blicke schöpfe, aber es zeigte sich Niemand in der Kirche.

„Isabella von Savoyen-Nemours," fragte der Ober-Abt, „willigt Ihr ein, als Gemahl anzunehmen den sehr hohen und sehr mächtigen Prinzen Dom Pedro von Braganza, Infant von Portugal?"

Die Antwort zögerte: Isabella fühlte ihren Muth sinken.

Aber in diesem Augenblick war es ihr, als hörte sie die Stimme Vasconcellos', die ihrem Ohre zuraunte: „Ich will!"

„Ja," sagte sie mit schwacher Stimme.

Und sie wandte sich, um Vasconcellos zu sehen. Aber nur der Mönch befand sich hinter ihr und kniete regungslos auf den Steinplatten der Kapelle.

Der Prinz erbebte vor Stolz und Freude. Es war geschehen: Isabella war die Seinige. Als er wieder in die Kutsche stieg, bemerkte er Isabella's Wehmuth nicht, denn das Glück ist egoistisch und denkt nur an sich selbst.

Der Mönch war ihnen bis auf die Schwelle des Klosters gefolgt.

„Seid glücklich," sagte er mit einer erstickten Stimme.

Dann kehrte er in seine Zelle zurück.

Die Nacht war schon weit vorgeschritten, und dennoch war das Tagewerk des Mönchs nicht beendet.

Er erging sich einige Zeit in seiner Zelle, indem er nachdachte und einen schwierigen und verwickelten Plan auszudenken schien.

„Es muß sein!" sagte er endlich. „Mit jedem Tage mehrt sich das Elend Portugals; länger zu warten, würde ein Verbrechen sein"

Er bewegte ein Glöckchen, und ein Diener erschien.

„Gehe in den Palast Castelmelhors —" sagte er; „nein!"

Und er fuhr fort:

„Versuchen wir mindestens, dieses Verbrechen der Hand eines Suza zu ersparen! — Gehe in das Hotel Seiner Herr-

lichkeit, des Lord Richard Fanshaw: frage nach seinem Secretair, Sir William, und sage ihm, daß er auf der Stelle seinem Herrn mittheile: Der Infant habe die Königin geheirathet. — Geh!"

---

7. Miß Arabella.

Die Botschaft des Mönches wurde pünktlich ausgeführt. Noch in derselben Nacht erhielt Sir William, der Secretair des Lord Gesandten, die Nachricht von der heimlichen Trauung. Sir William wollte anfangs seinen Herrn sogleich erwecken und ihn benachrichtigen; aber er besann sich bald eines Andern und legte sich wieder in sein Bett, um in größerer Ruhe einen Plan zu überdenken, welchen sein fruchtbarer Geist geboren hatte

Conti hatte ein geringes Vertrauen zu Fanshaw's Gewandtheit. Unwissend und von plumpem Geist, aber schlau von Natur, hatte der ehemalige Günstling seine Ausbildung in der Schule des Unglücks gewonnen. Seit seiner Verbannung hatte er nur geringe Zeit in Terceira zugebracht, von wo er bald wieder entschlüpft war. Er hatte die Welt gesehen und auf seine Kosten Menschenkenntniß erlangt.

Fanshaw erschien ihm gleich einem jener grotesken Betrüger, wie sie in der Komödie vorkommen. Er theilte demnach in Bezug auf denselben keineswegs die Vorliebe Buckinghams, sondern dachte, daß ein Diplomat, und wäre er ein Engländer,

vor allen Dingen die Außenseite eines rechtlichen Mannes besitzen sollte.

Es war sein größter Wunsch, den Dienst Englands zu verlassen, dessen plumpe und rohe Kunstgriffe zu seiner feinern Verschlagenheit nicht paßten. Zu frei von Vorurtheilen, als daß er nicht jeden Groll dem Wunsche hätte unterordnen sollen, seine Lage zu verbessern, brannte er vor Sehnsucht, sich mit Castelmelhor zu verbünden. Bisher hatte es ihm nur an einem Motiv gefehlt, und ein solches wurde ihm in bester Form durch Vasconcellos' Gegenwart bei der Königin und die heimliche Vermählung der Letztern gewährt.

Am frühen Morgen vertauschte Antonio Conti seine britische Kleidung gegen eine portugiesische Tracht und pochte an die Thür zu Castelmelhors Palast.

Unglücklicherweise hatte die Beleidigung des Mönchs den Grafen in eine sehr üble Laune versetzt. Er hatte verboten, irgend Jemand in den Palast zuzulassen, und Signor di Vintimiglia mußte wehmüthig in Fanshaws Hotel zurückkehren.

Der Erste, den er in dem Vorzimmer antraf, war der schöne Cavalier von Padua, welcher seine Freiheit wieder erhalten hatte, seit die Unternehmung gegen die Königin so übel abgelaufen war, der aber nicht daran dachte, diese Freiheit zu benutzen, da ihn seine Liebe an den Orten zurückhielt, wo die reizende Arabella athmete.

Ascanio wartete in dem Vorzimmer auf Baltazar, seinen riesigen und gefälligen Merkur, aber Baltazar kam nicht.

Conti ging zerstreut an ihm vorüber und unterließ es, ihn zu begrüßen. Der Paduaner war nicht der Mann, welcher einen solchen Verstoß gegen die Höflichkeit ungestraft gelassen hätte.

Er schob keck seinen Filz auf das linke Ohr und ließ sein Schwert auf dem Fußboden des Vorzimmers erklirren.

„Corpo di Baccho! Das ist ein Grobian von der seltensten Sorte!" rief er aus. „Ei! das ist ja Signor William Conti di Vintimiglia — dem ich die Hände küsse mit ganz besonderer Freude!"

Conti schaute unruhig um sich.

„Schweigt!" sagte er; „sprecht meinen Namen nicht aus, Signor. — Hier bin ich Sir William."

„Auch gut! Sir William!" sagte Ascanio und erhob sich auf die Zehen, um alsdann geräuschvoll auf die Fersen zurückzufallen. „Aber Ihr, ein gefallener Erzengel, hättet nicht nur den Namen, sondern auch Euer Benehmen ändern sollen. — Das ist meine Meinung. Was meint Ihr dazu?"

Conti antwortete nicht; während der Paduaner sprach, war eine plötzliche Idee durch seinen Kopf gefahren.

„So geht es in der Welt," nahm Ascanio wieder das Wort. „Euere Herrlichkeit hat sich zu tief hinweggeworfen — das war Unrecht! — Ich dagegen bin endlich durchgedrungen. Dank dem Himmel! meine ruhmvollen Ahnen haben nicht nöthig, über ihren Ur-Ur-Enkel zu erröthen!"

„So viel ich mich entsinnen kann," sagte Conti plötzlich, „bist Du ein gewandter Bursche —"

„Hm?" machte Ascanio und zog seine Brauen zusammen.

Conti wiederholte seine Phrase. Ascanio zog sogleich vom Leder, legte sich mitten im Saale aus, trat drei Mal herausfordernd auf und machte den schönsten Waffengruß, den je ein Fechtmeister gemacht haben mag, selbst Saint-George und Fräulein von Eon mit einbegriffen.

„Nun schnell! **Presto, prestissimo!**“ sagte er mit seiner scharfen und flötenden Stimme; „eins, zwei —“

„Was bedeutet diese Komödie?“ fragte Conti.

„Ha! Ihr meint, daß ich Spaß mache? Elender Sohn eines Viehhändlers! — Ausgelegt! sag' ich Euch, oder, bei dem Blute des Tancredi von Acquamonda, meines Urgroßvaters! ich werde Euch aufspießen, wie einen Strohmann!“

Bei diesen Worten ließ er seinen Degen mit wunderbarer Schnelligkeit um Conti's Gesicht wirbeln.

Der Leser wird sich erinnern, daß Conti den Knaben Alfons durch seine bemerkenswerthe Gewandtheit in allen körperlichen Uebungen für sich eingenommen hatte. Geärgert durch die Hartnäckigkeit des Paduaners, zog auch er endlich seinen Degen.

Ascanio steckte den seinigen mit wundersamer Kaltblütigkeit in die Scheide.

„Das wird Euch lehren, mein kleiner Senhor,“ sagte er, „Euch in der Folge gegen einen Mann meines Standes so zu benehmen, wie es sich geziemt. Ihr hattet eine Lehre nöthig, und ich habe sie Euch gegeben. Platz für den Hauptmann der Königlichen Patrouille!“

Bei diesen Worten schaute Conti aufmerksamer zu und sah in der That, daß Macarone bedeutend in seinen Würden gestiegen war.

„Signor Ascanio,“ sagte er, „ich bitte Euch, mich zu entschuldigen. Ich hatte die Insignien Eurer neuen Würde nicht gesehen. — Ich biete Euch den Frieden an.“

Er reichte dem Paduaner seine Hand, allein dieser kreuzte die seinigen auf dem Rücken.

„Ich nehme den Frieden an," antwortete er mit göttlicher Unverschämtheit, „weil mein edles Gemüth dem Blutvergießen widerstrebt. Was aber das Handgeben betrifft, so bitte ich Euch nicht zu vergessen, welche Entfernung uns trennt. Nennt mich Signor dell' Acquamonda; ich werde zu Euch „mein Lieber" oder „mein Freund" sagen, und der Unterschied unserer socialen Stellungen wird damit genügend angedeutet sein. — Auf Wiedersehen, mein Guter!"

„Auf Wiedersehen, Signor dell' Acquamonda!"

Auf der Schwelle wandte sich Ascanio nochmals und warf einen Gruß zurück, der von anmuthsvoller Herablassung zeugte.

„Darf ich fragen," rief Conti dem Gehenden nach, „ob Eure Signoria Eintritt in Castelmelhors Palast hat?"

„Ohne Zweifel, — nämlich: erstens in meiner Eigenschaft als Officier der Ritter vom Firmament des Abends und des Morgens; in meiner Eigenschaft als vertrauter Freund Seiner Excellenz zu jeder Stunde des Tages und der Nacht."

„Das ist ein schönes Privilegium! — Nun! Signor, so tief ich auch gesunken sein mag, so habe ich doch in einer gewissen Börse hundert französische Louis, welche zu Euern Diensten stehen."

Mit zwei Sprüngen war Ascanio neben Conti.

„Gefällt Euch das?" fragte der Letztere. „Es würde sich nur darum handeln, mich bei dem Grafen einzuführen."

„Ei, ei!" machte Ascanio, „das ist nicht durchaus unmöglich. — Ich fühle mich geneigt, etwas für Euch zu thun und —"

„Fort mit allem Mummenschanz, Herr!" unterbrach Conti den Sprechenden mit strenger Stimme; „ich bezahle, aber ich

liebe es nicht, daß man zu lange seinen Scherz mit mir treibe. Könnt Ihr mich sofort in den Palast des Grafen geleiten?"

Die Thür des Kabinets öffnete sich und ließ Mylords weißliches Haupt sehen.

„Sir William!" sagte Fanshaw, „ich erwarte Euch seit einer Stunde."

Und er schloß die Thür wieder.

„Daß Dich der Teufel holte!" rief Conti aus. „Wir müssen die Sache auf heute Abend um sechs Uhr verschieben —"

„Unmöglich! — Um sechs Uhr habe ich meine Toilette zu einem galanten Stelldichein zu machen."

„Also um sieben Uhr!"

„Unausführbar! — Um sieben Uhr werde ich, trunken vor Liebe, bei derjenigen sein, welche mir theuer ist —"

„Verdammter Narr!" brummte Conti; „zu welcher Stunde denn sonst?"

„Nun," sagte Ascanio," „sehr lieber Herr, da Ihr darauf zu halten scheint, daß man Euch etwas für Euer Geld gebe, so wollen wir um acht Uhr — Wartet! — ja, ich meine, daß ich um acht Uhr, wenn nicht unvorhergesehene Umstände —"

Das Glöckchen des Mylord ließ sich hören.

„Wir müssen eilen," sagte Conti; „ich bedarf einer Gewißheit."

„Gut! ich gebe Euch eine solche."

„Wo werden wir uns finden?"

„In dem Garten dieses Hotels."

„Wer wird Euch die Pforte öffnen?"

„Das ist mein Geheimniß, sehr lieber Herr," sagte As-

canio unter einem geckenhaften Lachen. „Was Teufel! solche Dinge schwatzt man nicht aus. Ha, ha, ha!"

Das Glöckchen Mylords wurde lange und ungeduldig bewegt. Die beiden würdigen Partner trennten sich.

Während wir erwarten, daß sie von Neuem zusammen kommen, werden wir eine zu lange verschobene Pflicht erfüllen und dem Leser Miß Arabella Fanshaw vorstellen, Mylords einzige Erbin.

Miß Arabella war ein britischer Typus und nicht minder merkwürdig, als ihr Vater. Sie war eine große, weiße, blonde dünne, lange und fade Person. In der Zeit ihrer ersten Jugend mochte sie eine sehr erträgliche Miß gewesen sein, aber jetzt war sie, wenn man den nachsichtigsten Schätzungen Glauben schenkte, fünfunddreißig Jahre alt. Die am meisten in die Augen fallende Eigenthümlichkeit ihres Angesichts war ein übertrieben hervortretender Oberkiefer, welcher mit Stolz breite Zähne von blendender Weiße zeigte, deren Anblick kleinen Kindern Schrecken einflößte.

Diese Schönheit ist eine sehr gewöhnliche in England. Sonst trifft man sie nur noch in Africa bei jenen Affen, welche man Paviane nennt.

Abgesehen von diesem charakteristischen und nationalen Zuge war Miß Arabella eine sehr regelmäßige Schönheit. Sie hatte große blaue Augen von einem matten und glasigen Blau, über denen sich Brauen von farblosen Haaren wölbten; ihre Nase war dünn, gerade und knorplig; ihr langer und muskliger Hals stand zwischen zwei Schultern, die über das Maß ein-

gezogen waren. Ihre Taille war fein, aber flach und besaß eine bedeutende Steifheit. Uebrigens haben wir keine Nachrichten über ihre Hände finden können, so wie auch das authentische Maß ihrer Füße nicht auf uns gekommen ist.

In moralischer Hinsicht war Miß Arabella eine von jenen nebelhaften und romanhaften jungen Damen, welche in dem fruchtbaren Boden des merry old England ohne Cultur und auf freiem Felde emporschießen. Sie war in jeder Hinsicht würdig des Vaterlandes des Blaustrumpfes und der chartistischen Frau, und in unsern Tagen würde sie ein ausgezeichnetes Mitglied des Klubbs geworden sein, welchem Miß Mary Anna Walker präsidirt.

Im siebzehnten Jahrhundert hatte die Emancipation des Weibes noch nicht so große Fortschritte gemacht, und die ihrer Zeit vorangeeilten Misses, welche zum Zeitvertreib von Ruhm träumten, hatten nur seltene und dürftige Gelegenheiten, sich der Welt zu zeigen. Sie verstanden es nicht, die Feder zu führen, und der Degen ist zu schwer für eine weibliche Hand; daher beschränkten sie sich im Allgemeinen darauf, die Waffen ihres Geschlechts zu gebrauchen, richteten dieselben aber auf großartige Endziele.

Judith hätte, anstatt den Holofernes zu ermorden, denselben heirathen und ihm einen Kappzaum anlegen können. Das wäre minder episch, aber geistreicher gewesen Miß Fanshaw, die von glühendem Eifer für die Interessen ihres Vaterlandes verzehrt wurde, hatte beschlossen, die in dem angegebenen Sinne berichtigte Rolle einer Judith zu spielen.

Sie, die ehrsüchtige Kokette, hatte den Plan entworfen, alle angesehene Portugiesen an ihren Triumphwagen zu spannen

und dann, gebunden an Händen und Füßen, England zu überliefern. Sie hatte sich verheißen, als sie London verließ, Portugal in Gemeinschaft mit ihrem Vater zu erobern, ein lobenswerthes Project, durch welches sie mindestens einen Gemahl von glorreichem Ursprung erlangte, wie wir späterhin sehen werden.

An jenem Tage hatte sie durch Baltazars Vermittlung dem schönen Hauptmann der Ritter vom Firmament ein Stelldichein gegeben. Die Morgenröthe fand sie bereits bei der Toilette, obschon die Zusammenkunft erst am Abende stattfinden sollte. Ihre Camerista erschöpfte alle Geheimnisse ihrer Kunst, um sie verführerisch zu machen, und man muß gestehen, daß ihr solches vollkommen gelang, wenn auch mit großer Mühe und Noth. Gegen fünf Uhr hätte Miß Arabella aus einer gewissen Entfernung für eine köstlich gekleidete Wachspuppe gelten können.

„Wie findest Du mich, Patientia?" fragte sie ihre Camerista, eine Presbyterianerin, wie bereits ihr Name ahnen läßt.

„Schöner und strahlender als eine Adamstochter sein sollte," entgegnete die frömmelnde Patientia mit einem Seufzer. „Ach! wenn der ehrwürdige Jedediah Drake, der mein Gemahl im Fleisch und mein Vater im Geist, wüßte, daß das liebste seiner Beichtkinder sich dergestalt mit weltlichen Dingen abmüht! — Aber die heilige Schrift sagt: „Weil Du gesündigt, so sollst Du den Philistern gehorchen; Du wirst lange ihr Sclave sein!"

„So findest Du mich also schön?" rief Miß Arabella aus, ohne zu bemerken, wie verletzend das Citat ihrer Camerista war. „Ich hoffe, daß jener unverschämte und anmaßende Soldat, welcher seine Augen bis zu mir zu erheben wagt, mich eben so schön finden werde. Castelmelhor liebt mich; seine Augen verriethen mir das. — Der schöne, der mächtige Castelmel-

hor! — aber er ist noch jung und blöde; er befürchtet ohne Zweifel eine abschlägliche Antwort zu bekommen. Ich will ihn ermuthigen durch die Vermittlung dieses italienischen Soldaten, dessen Brief wahrhaftig nicht übel abgefaßt ist!"

„O Eitelkeit der Eitelkeiten!" seufzte Patientia.

„Kannst Du also sprechen? Weißt Du nicht, welcher edle Ehrgeiz mich beseelt? — Ha! wenn es mir vergönnt wäre, den übermüthigen Günstling zum Vasallen meiner Augen und Englands zu machen! — Patientia! mein Name würde noch in den kommenden Jahrhunderten genannt werden!"

„Der Ruhm der Welt vergeht!" sprach Patientia sinnreich aus, „und die heilige Schrift sagt: „Ihr sollt nie Eure Hoffnung in die Dinge dieser Welt setzen!""

Arabella warf einen verächtlichen Blick auf ihre Zofe und ließ sich dann eine riesige Schnitte Rindfleich nebst einer Flasche starken Bieres geben, um das ätherische Princip ihres zarten Daseins zu erneuern. Als sie das verschlungen hatte, was zu einem Mahle für vier Französinnen hinreichend gewesen wäre, warf sie sich auf ein Sofa und überließ ihre Seele den süßesten Träumereien, während sie die Stunde des Stelldicheins erwartete.

Diese ersehnte Stunde schlug endlich. Nun versuchte Arabella zu erröthen, indem sie zu rechter Zeit sich erinnerte, daß die Roman-Heldinnen unter ähnlichen Umständen solches zu thun pflegten. Allein es war vergebens, daß sie den Athem anhielt: ihr lymphatisches und dickes Blut weigerte sich, nach ihrem Antlitz zu steigen.

Als sie das bemerkte, verzichtete sie freiwillig auf diesen kindischen Vortheil und stieg zitternd in den Garten hinab.

Der Garten war noch öde. Arabella betrachtete den Mond, um ihre Ungeduld zu verbannen, und sagte zwei oder drei Oden an die bleiche Königin der Nächte her, deren Teint etwas Englisches hat und die eine gewöhnliche Quelle der brittischen Elegieen ist. Aber Phöbe fand sich vielleicht wenig geschmeichelt durch diese Huldigung, denn sie schlüpfte hinter eine Wolke und wandte der einzigen Erbin des Mylord Gesandten den Rücken.

Arabella war gezwungen, im Dunkeln ihren langweiligen Lustgang fortzusetzen. Die Nachtluft, welche sie umgab, belud sich mit einem schweren Parfüm von Tuberosen und Jasmin. Der Zephyr tändelte in ihren Haaren, angezogen durch den Geruch seiner mythologischen Gemahlin, der Rose, deren Essenz Miß Arabella verschwenderisch anwandte. Aber die Nachtluft war kühl und der Zephyr eiskalt. Arabella wußte ihnen keinen Dank für ihre Liebkosungen.

Eingeengt in ihr seidenes Gewand, wie in einen Schraubstock, wandelte sie dahin und erkältete ihre entblößten Schultern in dem kalten Winde, durchnäßte ihre feinen Schuhe in dem nassen Grase. Das dauerte etwa eine halbe Stunde.

In dem Augenblick, als sie endlich, des Krieges müde, auf ihr Zimmer zurückkehren wollte, drehete sich ein Schlüssel geräuschvoll in dem verrosteten Schlosse der Gartenthür, die sich darauf öffnete und dann krachend wieder zugeschmissen wurde.

„Der Unkluge!“ murmelte Arabella.

Schritte ließen sich auf dem Sande des Hauptganges hören, und ein Mann, der von Gold und Sammet blitzte, stürzte gleich einer Bombe zu Arabella's Füßen nieder.

„Wer seid Ihr?“ seufzte sie.

Der Mond, welcher jetzt hinter seiner Wolke wieder hervortrat, übernahm die Antwort auf diese Frage, indem er den glänzenden Cavalier von Padua *in* dem ganzen Glanze seiner festtäglichen Toilette zeigte.

8. Zwei Stelldichein.

Ascanio hatte Sorge getragen, ein Taschentuch auf den Boden fallen zu lassen, damit er die weißen Hosen nicht beschmutze, welche die Umrisse seiner feinen Beine zeichneten. Abgesehen von dieser Vorsicht, welche auf eine gewisse Kaltblütigkeit deutete, war sein Benehmen dasjenige eines glühenden Liebhabers.

„Göttliche Arabella!" rief er mit einer Stimme aus, welche vom Herzen kommend zum Herzen dringen mußte, „bin ich noch auf dieser Erde, dem traurigen Wohnort unglücklicher Sterblichen, oder habe ich die Pforten des Himmels durchschritten? — Wenn ich auf mich selbst blicke, so muß ich annehmen, daß ich auf der Erde bin, denn ich bin nur ein Mensch; wenn ich aber Euch ansehe, so glaube ich im Himmel zu sein, denn Ihr seid eine Gottheit!"

Als Ascanio dieses Madrigal beendet hatte, wollte er Arabella's Hand ergreifen, um einen glühenden Kuß auf dieselbe zu drücken; allein die hübsche Maid entfloh gleich einem scheu gewordenen Reh und blieb erst in einer Entfernung von einigen Schritten wieder stehen.

Der schöne Cavalier von Padua hob sein Taschentuch auf,

durchschritt auf den Zehen die Entfernung, welche ihn von Arabella trennte und warf sich wieder auf die Kniee.

„Ungebändigte Schönheit," sagte er; „auf solche Art also hast Du Mitleid mit meinem Märtyrthum?"

„Dieser Soldat ist ein sehr hübscher Mann," dachte Miß Fanshaw.

„Werdet Ihr mir diese Hand nicht überlassen, für welche ich alle Schätze der Welt geben würde? — Und an deren Fingern," setzte er bei Seite hinzu, „ich Diamanten strahlen sehe, die wohl tausend Pistolen werth sein mögen!"

„Senhor," antwortete endlich Arabella mit einer Verschämtheit, welche ihr ungemeine Ehre machte, „ich — vielleicht — diese späte Stunde —"

„O unaussprechliche Reize der Klänge einer angebeteten Stimme!" seufzte der Paduaner.

„Ich muß Euch sagen —" nahm Miß Fanshaw wieder das Wort.

„Sagt, was Ihr zu sagen habt, Stern meiner Bestimmung! — Sprecht! sprecht lange! — ewig!"

„Ich muß Euch gestehen —"

„So werde ich endlich Worte hören, die Jeder mit seinem Leben bezahlen würde!"

„Er spricht, wie ich noch nie sprechen hörte!" dachte Arabella und stieß einen tiefen Seufzer aus. „Aber das bleibt sich gleich; ich habe meine Sendung hienieden und muß dieselbe zu erfüllen suchen."

„Nun! mein Engel! mein Abgott!" rief Ascanio aus.

„Ihr irrt Euch außerordentlich, Senhor," fuhr Arabella fort; „nicht Euretwillen habe ich Euch kommen lassen."

Der Paduaner erhob sich auf der Stelle und steckte sein Taschentuch in die Tasche.

„Und um wessen Willen denn sonst, **e idol mio?**" fragte er in ironischem Tone.

„Man hatte mir gesagt — Werdet Ihr es mir nicht übel deuten, wenn ich Euch diesen Brillant anbiete, Senhor?"

„Ei! reizende Miß," rief Macarone aus, „Ihr thut da eine Frage, auf welche ein Kind antworten könnte, das noch nicht von der Mutterbrust entwöhnt ist. — **Corpo di Baccho!** ich übeldeuten! — Warum das? Ich werde diesen Ring bis an meinen Tod tragen und noch über denselben hinaus, göttliche Arabella!"

Er wägte den Ring in der Hand und ließ den Stein funkeln.

„Für den bekomme ich hundert Pistolen," dachte er. „Aber wo zum Teufel will sie hinaus?"

Arabella befand sich in sichtbarer Verlegenheit. Die grobe Vertraulichkeit des Paduaners kam ihr wie die Ungezwungenheit eines vornehmen Herrn vor. Bei dem zweifelhaften Scheine des Mondes verschwanden auch die Verheerungen, welche die Zeit auf seinem Antlitz hervorgebracht hatte. Er erschien schön.

Miß Fanshaw fragte sich, ob es nicht besser wäre, wenn sie ihn für sich selbst handeln ließe, als wenn sie lediglich seine Vermittlung benutzte; aber die Erinnerung an ihre Sendung entschied sie: es war nöthig, daß sie eine glänzende Eroberung für England machte; ihr Ruhm hing davon ab.

„Hört mich gefälligst an, Senhor," sagte sie; „ich habe zu bemerken geglaubt —"

„Ich höre Euch schon an, Euch, die Ihr würdig sein

würdet, auf einem Throne zu sitzen!" unterbrach Ascanio die Sprechende.

„— ich habe zu bemerken geglaubt, daß einer der vornehmsten Edelleute des Hofes —"

„Einer meiner besten Freunde ohne Zweifel! — Sein Name?"

„Luis da Suza!"

„Ach, der liebe Graf! der kleine Spitzbube von einem Grafen!" wie Seine Majestät sagt, wenn ich ihn in gute Laune versetzt habe. Fahrt fort, reizende Prinzessinn."

„Ich habe eines Tages zu bemerken geglaubt — ich habe ihn nur das eine Mal gesehen — sein Blick ruhete auf mir auf eine Weise —"

„Ha, ha, ha!" lachte Ascanio; „wir kennen das, wir Henker weiblicher Herzen. — „Auf eine Weise —" Ha, ha, ha! fahrt nur fort, liebenswürdiges Täubchen!"

„Der Graf ist jung; er wird wahrscheinlich den Muth noch nicht besessen haben, mir seine Gefühle zu erklären —"

„Das ist nicht durchaus unmöglich — **povera!**"

Ascanio hielt ein Lächeln zurück und nahm eine Miene wahrhafter Zerknirschung an.

„Reizende Arabella," sagte er, „ich begreife das Uebrige. Ihr liebt — leider! Ungeachtet der glühenden Liebe, welche Euere schönen Augen in mir entzündet haben, werde ich zu Castelmelhor gehen, wenn Ihr es verlangt, denn ich bin Euer Sklave — und doch — reizende Dame — paßt diese Rolle wenig zu meinem Herkommen und eben so wenig zu der hohen Stellung, welche ich bei Hofe einnehme."

„Sollte ich mich getäuscht haben?" dachte Miß Fanshaw;

sollte er wirklich ein Hofmann sein? — Er hat ganz das Aussehen danach, und ich würde ihn mehr lieben, als Castelmelhor."

„Und dann," fuhr Ascanio fort, indem er etwas wärmer wurde, „dann ist auch das kleine Männchen der Liebe gar nicht würdig, welche ihr zu hegen scheint. Ein schlechter Adel, meine Göttliche! — ohne Einfluß, cara mia!"

„Wie!" rief Miß Arabella aus; „er gilt für den mächtigsten Mann bei Hofe und für den besten Edelmann in Portugal."

Der Paduaner lachte laut auf.

„Wie man Euch hintergangen hat!" rief er aus. „Corpo di Baccho! wenn er der mächtigste und beste Edelmann ist, so möchte ich wissen, wofür man mich hält, meine Anbetungswürdige."

„Euch! Senhor!" sagte Arabella erstaunt.

„Ja, mich, den armen Ascanio Macarone dell' Acquamonda, der die königlichen Truppen befehligt, der dreißig und einige Schlösser im alten Latium besitzt, der einen Papst unter seinen ruhmvollen Vorfahren zählt!"

Der schöne Cavalier von Padua trug diese Tirade mit einer unbeschreiblichen Keckheit vor. Miß Fanshaw betrachtete ihn fortwährend mit einer Achtung, die mit Bewunderung gepaart war.

„Man hatte mir gesagt, daß Ihr ein Glücksritter wäret."

Dieses Mal setzte Ascanio beide Hände in seine Seiten und überließ sich einer unbändigen Heiterkeit.

„Eine schöne Geschichte!" rief er aus; „eine sehr schöne Geschichte! Eine vortreffliche Geschichte! Aber wer zum Teufel

hat denn Euch, meine Himmlische! eine solche unwahrscheinliche Lüge erzählen können? — Ein Glücksritter! ich! Bei den achtundvierzig Feldern meines Wappens, das ist großartig!"

„Senhor," sagte Arabella mit steigender Schüchternheit, „ich bitte Euch, mich zu entschuldigen. — Ich Unglückliche!" fuhr sie dann in Gedanken fort, „ich habe ihn beleidigt! ich habe mein Glück, meinen Ruhm verfehlt! Ich Unglückliche!"

„O, süßes Herz!" antwortete Ascanio; „was soll ich entschuldigen? Ist Euch nicht Alles erlaubt? — Ich möchte nur wissen, wer der kühne Schuft gewesen ist —"

„Baltazar, Senhor, ein Bedienter meines Vaters."

„Baltazar? — der Name ist mir nicht unbekannt; — aber es gibt so viele Baltazar! Aber das bleibt sich gleich; das Märchen ist gut und ich werde dem Spitzbuben zehn Dublonen für das Verdienst der Erfindung geben. Kehren wir aber zu dem glücklichen Spitzbuben Castelmelhor zurück. Weil Ihr also befehlt, meine liebe Sonne, so werde ich ihm sagen —"

„Sagt ihm nichts, Senhor!" bat Arabella schnell.

Der Paduaner warf sich in die Brust.

„Wir sind also anderer Meinung geworden?" fragte er mit einer unnachahmlichen Geckenhaftigkeit.

„Ja, Senhor."

„Ha, ha, ha! — Davon war ich zum Voraus überzeugt. — Ueberdieß ist die Schönheit, wie der Ocean, ewig veränderlich und launenhaft. — Nun, meine Anbetungswürdige, ist es mir erlaubt, unsere Unterhaltung bei dem Punkte wieder aufzunehmen, wo wir dieselbe abbrachen, als der Name Castelmelhor unsern Herzens-Ergüssen ein Ende machte?"

Arabella antwortete nicht; aber so schwach auch die von

dem Monde ausgehende Helligkeit war, so sah Ascanio dennoch ein zufriedenes Lächeln die starke Kinnlade seiner Sonne verklären, die eine Reihe weißer Zähne zeigte, welche fähig gewesen wären, ihn zu einem einzigen Frühstück zu verzehren.

Bei diesem Anblick, welcher ihn ohne Zweifel mit Liebe und Wonne durchschauerte, zog er sogleich das famose Taschentuch wieder hervor, breitete es auf die Erde und warf sich auf die Kniee.

Während unser schöner Ritter vom Firmament solcherweise verfuhr und die Sparsamkeit bethätigte, die seinen liebenswürdigen Charakter durchdrang, drehete sich die Gartenthür leise um ihre Angeln, und ein schwarzer Schatten schlüpfte geräuschvoll an den Büschen entlang.

„O!“ machte der Schatten, als er Ascanio zu Arabella's Füßen erblickte, „wen haben wir denn da?“

Der Schatten nahm seine Zeit wahr und erkannte Miß Fanshaw. Der Schatten war Signor Conti von Vintimiglia.

„Der Spitzbube wird meine Guineen nicht bekommen,“ dachte er. „Ich nehme Antheil an seinem Spiel und verdiene gerade hundert französische Louis.“

Er stellte sich hinter ein dichtbelaubtes Gesträuch, so daß er Alles beobachten konnte, ohne gesehen zu werden, und hielt sich ruhig.

„So nehme ich also den Faden meiner Unterhaltung wieder auf, grausamer Abgott,“ sagte Ascanio. „Ich war, entsinne ich mich recht, eben dabei, Euere Hand zu küssen, welche Ihr mir verweigertet und vorgabt, daß ein Irrthum obwalte.“

Conti hörte das Klatschen eines Kusses. Wie es scheint, war er Baltazars Meinung, denn er murmelte:

„Meiner Seel'! das Pärchen paßt zusammen!"

„Das ist für mich ein Glück ohne Gleichen," nahm der Paduaner wieder das Wort, „mit meinen Lippen diese Hand berühren zu dürfen, die sanfter ist, als der sanfteste Sammet; und, o Schönheit ohne Gleichen, es ist das ein Grund für mich, zu hoffen, daß Ihr nicht ferner dem Schmachten einer Liebe widerstreben werdet, welche so zart, wie zärtlich, so zärtlich, wie treu, so treu, wie aufrichtig ist."

„Senhor!" stammelte die zitternde Arabella.

Ascanio zog einen wundersamen Seufzer aus den größten Tiefen seiner Brust.

„Wie wohltönend diese Stimme ist!" röchelte er; „wie mächtig ihr Ausdruck! wie harmonisch ihr Klang! — Schweig, mein Herz! Du wirst meine Brust zersprengen! — Ich spreche mit meinem Herzen, Miß! — Sagt mir, idol mio, sagt mir, daß Ihr nicht gefühllos seid gegen die Flamme, welche mich verzehrt!"

„Senhor!" stammelte die beredte Arabella.

Unserm Ascanio thaten seine Kniee weh. Er stand auf und sagte:

„Zu reizende Sonne meines Herzens, ich halte förmlich um Euere Hand an."

„Senhor!"

„Was sagt Ihr dazu?" fragte Ascanio hastig.

„Aber —"

„Bah! Eine heimliche Ehe! Es kann nichts Reizenderes in der Welt geben, nichts modiger sein!"

„Das ist wahr," dachte Conti in seinem Versteck.

„Ist das Euer Ernst, Senhor?"

„Gewiß, meine Angebetete, sonst würde ich es nicht sagen. Nun, die Sache ist abgemacht, und morgen —"

„Aber, mein Herr —"

„Kein Aber, oder ich würde glauben müssen, daß Ihr noch immer an den kleinen Castelmelhor dächtet."

„O! Senhor!"

„Ja, morgen Abend — einige Kleider — einige Juwelen — so wenig, wie möglich! Ich werde Euch an der Thür des Gartens in Empfang nehmen — und dann, dann wirst Du die Meinige, o himmlisches Mädchen! Du wirst Dich Signora Ascanio Macarone dell' Acquamonda nennen, und verlangst Du noch einen Titel, so wird der deutsche Kaiser, dem ich zu seiner Zeit verschiedene Gefälligkeiten erwiesen habe, mich gern zu einem Fürsten des heiligen römischen Reiches machen, — und verlangst Du späterhin einen Thron, so wird sich auch das machen lassen, meine Sonne; meine ruhmvollen Vorfahren haben mir Anrechte auf Konstantinopel vererbt, das gegenwärtig in den Händen der unreinen Nachfolger Mahomets ist."

„Ein Thron — Konstantinopel!" murmelte Miß Fanshaw, deren Kopf zu wirbeln begann.

„Ja, meine Göttliche; es ist abgemacht! — auf Morgen! — Für den Augenblick kehrt in das Hotel zurück, damit Mylord keinen Verdacht schöpfe."

Und er ließ sie schnell die Stufen der Freitreppe hinan steigen, schob sie ohne Umstände in das Haus und schloß die Thür desselben hinter ihr.

„Puh!" machte er dann, indem er seine Stirn abwischte. „Das war der härteste Frohndienst, welchen ich in meinem Leben geleistet habe. — Häßlich, albern, hochmüthig — ja, aber

Mylord hat fürstliche Besitzungen in Northumberland; sie ist die einzige Erbin, und ich fühle das Bedürfniß, mich in Ruhe zu setzen."

Was Miß Fanshaw betraf, so eilte sie die Treppen des Hotels hinan, indem sie stets vier Stufen übersprang, und warf sich in die Arme der Patientia, der Gemahlin im Fleisch des ehrwürdigen Jedediah Drake.

„Ein Thren — Konstantinopel!" wiederholte sie. „Meine Wünsche sind erfüllt! Die Nachwelt wird noch meinen Namen nennen!"

„Eitelkeit der Eitelkeiten!" antwortetr die strenge Patientia.

Als Ascanio heiter und siegreich die Freitreppe des Hotels wieder hinabstieg, sah er einen schwarzen Schatten auf sich zukommen und dann am Fuße der Freitreppe stehen bleiben.

„Signor dell' Acquamonda," sagte Conti, „ich habe Euer verliebtes Selbander nicht stören wollen."

„Ihr hörtet also?" unterbrach ihn Ascanio, offenbar erfreut, daß er einen Zeugen seines Glücks gehabt habe.

„So ziemlich. — Aber beeilen wir uns jetzt, wenn es Euch beliebt."

„Ich stehe zu Euern Befehlen, mein Lieber. — Habt Ihr die bewußten hundert Louis mitgebracht?"

„Allerdings," antwortete Conti, „aber ich behalte sie."

„So mögt Ihr allein in den Palast gehen."

„Oho! — Dann würden morgen statt der Miß Fanshaw

drei oder vier Bedienten Mylords zum Stelldichein erscheinen und Euch alle Knochen am Leibe zerschlagen."

Ascanio dachte einen Augenblick nach.

„Signor Conti," sagte er plötzlich, „Ihr seid ein armer Unglücklicher und habt bessere Tage kennen gelernt; es würde grausam sein, wollte ich Euere kleinen Ersparnisse rauben. Kommt! das Glück macht großmüthig, wie Ihr wißt, und ich willige daher ein, Euch umsonst den Dienst zu leisten, welchen Ihr von mir verlangt, und Euch durch meinen Einfluß behilflich zu sein."

„Das ist sehr schön von Euerer Seite!" antwortete Conti ironisch. „Laßt uns gehen!"

Es ist wahrscheinlich, daß der ehemalige Günstling, hätte er nicht ebenfalls einen Plan gehegt, welcher ihn ganz in Anspruch nahm, nicht so wohlfeilen Kaufs des Paduaners Geheimniß bewahrt haben würde; aber er rechnete auf seine Unterredung mit Castelmelhor, und wir werden bald sehen, ob er falsch gerechnet hatte.

Beide gingen durch die Gartenthür und eilten dann mit großen Schritten und ohne noch ein Wort mit einander zu wechseln, nach dem Palast des Grafen. Jeder von ihnen dachte über seine eigenen Angelegenheiten nach. Conti bereitete sich vor, wägte seine Worte ab und überlegte die Bedingungen, welche er stellen wollte. Der schöne Cavalier von Padua träumte von gelben Weizenfeldern, hohen Buchenwäldern, Parks, Ritterburgen und hübschen Vasallinnen. Er fühlte sich nicht mehr, vor Freude, und wäre er allein gewesen, so hätte er gewiß mitten auf der Straße eine Menuet getanzt.

Endlich gelangten sie an der Thür des Palastes an. As-

canio war in Uniform: er ging durch und ließ auch Antonio Conti hindurchgehen.

Dann meldeten sich die Beiden bei einem Thürsteher, welcher sofort das Arbeitszimmer Seiner Excellenz öffnete und den Hauptmann der Ritter vom Firmament anmeldete.

Macarone trat zuerst ein und lud Conti mit Gönnermiene ein, ihm zu folgen.

9. Drei Paare Kings Charles.

Als der schöne Cavalier von Padua in Castelmelhors Arbeitszimmer trat, legte er die Siegermiene nicht ab, welche einer seiner Hauptreize war. Noch unter dem Eindruck seines neuesten Triumphes schritt er geräuschvoll durch das Zimmer, legte nachlässig die Hand an seinen Filz und begrüßte den Grafen, der übrigens kein Auge zu ihm erhob, als wäre er seines Gleichen.

„Senhor," sagte er, „ich stelle Euer Excellenz einen armen Burschen vor, der einst ein Kamerad von mir war, bessere Tage gesehen hat und —"

„Mag sich an meinen Haushofmeister wenden," sagte der Graf zerstreut.

„Senhor —" wollte Ascanio fortfahren.

Aber der Graf, welcher jetzt aus seiner Träumerei erwachte, richtete seine Augen auf ihn. Der Paduaner zog nun sofort seinen Hut ab, machte Kratzfüße und verneigte sich bis zur Erde.

„Ach! — Du bist es," sagte der Graf. „Pack Dich!"

Und Castelmelhor wandte sich wieder um.

„Seine Excellenz hat die Güte, mich auf eine ungemein vertraute Weise zu behandeln," sagte der Paduaner Conti in das Ohr.

„Graf von Castelmelhor," sagte der Letztere, indem er plötzlich und mit einer Art von Würde vorschritt; „dieser Mensch hat Euch in einen Irrthum geführt. Ich bin sein Kamerad nicht, wohl aber gab es eine Zeit, da Ihr es für eine Ehre hieltet, mein Kamerad zu sein. Ich werde mich nicht an Euern Majordomus wenden, weil ich mit Euch selbst zu sprechen wünsche. Blickt mich an, Senhor. Was Ihr seid, das bin ich gewesen. Antonio Conti hatte das Recht, einen höflichern Empfang von seinem Collegen und Nachfolger zu erwarten."

„Antonio Conti," wiederholte Castelmelhor gleichgiltig, „was wollt Ihr in Lissabon?"

„Mein Glück suchen, Senhor."

„Das Glück läßt sich nicht zwei Mal finden, mein Bester. — Ich habe keine Zeit, Euch anzuhören."

„Desto schlimmer für mich, Senhor! — Desto schlimmer für Euch! — denn von Eurer Excellenz hatte ich mein Glück erwartet, und der Mönch hatte mir Mittel gegeben, dasselbe anständig zu bezahlen."

„Der Mönch!" rief Castelmelhor erbebend aus.

„Der Mönch!" wiederholte Macarone; „ich hatte mir vorgenommen, den Schleier zu lüften, hinter welchem sich dieser hochwürdige Mann birgt, aber die Liebe!"

„Ich hatte Dir befohlen, zu gehen!" sagte der Graf und zeigte gebieterisch nach der Thür. „Pack Dich!"

Der schöne Paduaner rief sein anmuthigstes Lächeln auf die Lippen, um den Gruß zu erwiedern, welchen Seine Excellenz

ihm zusandte. Dann beeilte er sich, zu gehorchen. Conti machte Miene, ihm zu folgen.

„Bleibt, Signor di Vintimiglia," sagte Castelmelhor.

Conti kehrte zurück und blieb vor dem Grafen stehen.

„Was wißt Ihr von dem Mönche?" fragte der Letztere nach einem kurzen Schweigen.

„Ich weiß, daß er ein Agent des Lord Richard Fanshaw ist."

„Ihr irrt Euch. Ist das Alles?"

„Das ist noch nichts. Ich weiß, daß seine Emissaire Lissabon erfüllen und drei Viertheile der Stadt ihm ergeben sind."

„Das ist zweifelhaft. — Sind das Eure Geheimnisse?"

„Nein. Ich weiß etwas, das allen Euren Bedenken ein Ende machen wird, Senhor, und Euere Hand wider Euern Willen bis zu jener Krone ausrecken wird, nach der Ihr Euch bereits so lange sehnt."

„Was soll das heißen?" rief Castelmelhor aus und sprang auf; „klagt man mich an?"

„Ich bin Secretair des Mylord Gesandten von England gewesen," antwortete Conti. „Seine Gnaden behaupteten, die geheimsten Pläne Eurer Excellenz durch den Mönch zu kennen."

„Ewig dieser Mensch!" murmelte Castelmelhor.

„Sprecht!" sagte Castelmelhor.

„Und dann," fuhr Conti fort, „war ich auch der Meinung, daß Eure Excellenz mir einen bessern Preis zahlen würden"

„Was wollt Ihr?"

„Nichts, so lange Ihr Graf von Castelmelhor sein werdet Euere Stelle, Euern Titel, Euere Erbschaft, sobald Ihr König von Portugal seid."

Der ältere Suza dachte einen Augenblick nach.

„Ihr sollt das Alles haben," sagte er endlich. „Sprecht."

„In der verwichenen Nacht," berichtete Conti, „ist der Prinz Infant in der Kapelle des Ober-Klosters der Benedictiner mit Fräulein von Savoyen-Nemours oder, wenn Ihr dieser Titel mehr behagt, mit der Königin getraut, — und ich versichere Euch, daß sie nicht daran denkt, jenen Titel abzulegen."

Das ist ein Crimen laesae majestatis!" murmelte Castelmelhor; „sie sind in meiner Gewalt! jedes Hemmniß schwindet! ich bin —"

„Möge Gott Euere Majestät in seinen allmächtigen Schutz nehmen," unterbrach ihn Conti und verneigte sich bis zur Erde.

Ein plötzlicher Blitz des Stolzes leuchtete aus Castelmelhors Augen. Er schob mit Heftigkeit seinen Stuhl zurück und that einige Schritte in das Zimmer hinein.

„König!" dachte er; „König! — Was kümmert mich ein ohnedieß schon verletzter Eid, wenn es sich um eine Krone handelt. — Ich habe lange gezögert. — An das Werk! Diese Trauung in einem Kloster, welches der Zufluchtsort des Mönches ist, deutet auf eine Verschwörung, die im Begriff steht, auszubrechen. — Die Zeit drängt! Man muß zuvorkommen!"

Er blieb stehen und betrachtete Conti.

„Ich kann auf diesen Mann rechnen," fuhr er in seinem Selbstgespräche fort, „denn er klammert sich an mich, wie an seine letzte Hoffnung; er erwartet Alles von mir."

„Was befiehlt Eure Excellenz?" fragte Conti in diesem Augenblick.

„Zuerst gilt es den Mönch!" rief Castelmelhor in einem

Ausbruch der Wuth aus; „den Mönch! Dieser Mensch muß verschwinden! So lange er frei ist, werde ich einen um so mächtigern Feind hinter mir haben, als er unergreiflich und unbekannt ist. — Ich werde ihn festnehmen lassen."

„Nur nicht am hellen Tage, Senhor, denn ganz Lissabon würde sich aufrichten gleich einer Schlange, die man auf dem Schwanz getreten hat."

„Bei Nacht also und ins Geheim!"

„Es ist mir auch kein sicheres Gefängniß für ihn bekannt," nahm Conti wieder das Wort. „In dem Limoeiro hat er zu viele Anhänger."

„Ich werde ihn in den Thurm werfen lassen, welcher für die Staats-Verbrecher bestimmt ist. Ein mir ergebener Mann wird zu seinem Kerkermeister bestimmt werden, und überdieß, wenn er zu schwierig zu bewahren ist —"

Der Graf machte eine bedeutungsvolle Bewegung mit der Hand, und Conti billigte dieselbe durch ein Lächeln.

„Was die neuen Ehegatten betrifft," fuhr Castelmelhor ironisch fort, „so nehme ich es auf mich, ihnen recht angenehme Flitterwochen zu bereiten."

Er setzte sich von Neuem und nahm mehre Blätter weißes Papier von seinem Schreibtische.

„Ihr seid mir treu, Conti," sagte er während des Schreibens; „Euer Interesse birgt mir dafür. So mögt Ihr also auf der Stelle Eure Rolle beginnen. Hier!"

Er übergab ihm einen Befehl: daß Jeder dem Signor Conti von Vintimiglia, seinem Lieutenant, wie ihm selbst gehorchen solle.

Conti vermochte kaum seine Freude zu zügeln, als er die-

sen Befehl erhielt. Sein Traum ging in Erfüllung. Der Mann, welcher ihn zu seinem Stellvertreter, gewissermaßen zu seinem ersten Minister machte, sollte binnen achtundvierzig Stunden König werden.

Castelmelhor nahm alsdann zwei von jenen Pergamentblättern, auf welche gewöhnlich die königlichen Kabinets-Befehle geschrieben wurden, und füllte sie mit größter Eile aus.

„Laßt anspannen," sagte er zu Conti, „ich werde mich zu dem Könige begeben."

Conti ging sofort. Als Castelmelhor allein war, preßte er seine Hände mit Gewalt gegen seine Stirn, als wollte er seine Ideen zwingen, sich zu einem lichtvollen und sichern Plane zu ordnen.

„So ist es!" sagte er endlich. „Alles ist vorhergesehen! Das so lange und so eifrig verfolgte Ziel kann mir fortan nicht mehr entgehen. Fort mit euch, Gewissensbisse! Wir werden sehen, ob Ihr auch durch den königlichen Purpur noch den Weg zu meinem Herzen finden werdet."

Er legte die beiden Pergamentblätter in sein Portefeuille. In diesem Augenblick kehrte Conti zurück.

„Senhor," sagte er, „Euere Kutsche erwartet Euch."

„So wollen wir gehen."

„Noch ein Wort! — Ich hatte Euch noch nicht Alles gesagt, was ich weiß. — Euer Bruder, Simon von Vasconcellos ist in Lissabon"

Castelmelhor blieb stehen. Seine Brauen zogen sich zusammen.

„Ich habe ihn in dem Palaste Xabregas bei der Königin und dem Infanten gesehen."

„Dort ist sein Platz!" antwortete Castelmelhor mit Bitterkeit; „Gott gebe, daß ich ihn nicht auf meinem Wege finde, indem er mir denselben zu vertreten sucht."

Während er diese letztern Worte sagte, hatte seine Stimme einen drohenden Ausdruck angenommen. Als er die Treppen seines Palastes hinabgestiegen war, fügte er noch hinzu:

„Bleibt hier, aber haltet Euch bereit, sofort bei mir zu erscheinen, wenn ich Euch rufen lassen werde. — Ihr könnt einen Untergebenen — den Narren von einem Paduaner vielleicht — mit der Festnahme des Mönches beauftragen. Euch selbst ist eine wichtigere Sendung vorbehalten."

Er sprang in die Kutsche und ließ im Galopp nach dem königlichen Palaste fahren.

Alfons hatte in diesem Augenblick sehr wichtige Geschäfte. Sein königlicher Schwager, Karl II., hatte ihm nämlich vor Kurzem drei Paare von jenen mikroskopischen Hündchen geschickt, die Ludwig XIV., der für alle Dinge Namen hatte, **Levrettes de la chambre** nannte, und deren Nachkommenschaft auch noch mit der Benennung **King-Charles** sehr geehrt wurde.

Der König hatte, und das mit Recht, seine ganze Neigung schnell und ausschließlich auf diese allerliebsten kleinen Thiere übergetragen. Er verschloß sich in sein Zimmer, um ungestörter ihre Gesellschaft genießen zu können, und brachte ganze Tage damit zu, daß er die Kämpfe dieser Miniatur-Meute betrachtete, oder mit einem goldenen Kamm die weichen und seidenartigen Haare ihrer langen Ohren kämmte.

Es versteht sich von selbst, daß der so beschäftigte König Niemand empfing, wer es auch gewesen sein möchte; aber Castelmelhor gehörte nicht zu denen, auf welche sich dergleichen

Maßregeln erstrecken konnten. Wächter und Diener ließen ihn vorüber gehen, ohne etwas zu sagen, und die Huissiers der königlichen Gemächer nahmen sich nicht einmal die Mühe, ihn anzumelden.

Er trat ein. Der König hatte sich seiner ganzen Länge nach auf den Teppich gelegt und überließ seinen Kopf den sechs Levretten als Spielzeug; diese aber schienen Geschmack an einem solchen Zeitvertreibe zu finden und zerzausten nach Herzenslust die königlichen Haare.

Alfons war so ganz und gar mit diesem Genuß beschäftigt, daß er Castelmelhors Eintritt gar nicht bemerkte. Er lachte, stieß mit seinem Kopfe gegen die Hündchen, biß mit seinen Zähnen in deren Ohren und ahmte das Knurren seiner Spielkameraden nach.

Castelmelhor betrachtete ihn schweigend einen Augenblick. Ein verächtliches Lächeln schwebte über seine Lippen.

„Wäre es ein Verbrechen, einem dieser Hunde einen Fußtritt zu geben, so daß er vor die Thür flöge? Und ist nicht der König einer von diesen Hunden?“

Allein er war nicht gekommen, um physiologische Betrachtungen anzustellen. Er unterdrückte schnell sein Lächeln, warf sich ebenfalls auf den Teppich und bot seinen Kopf den Hündchen an, die jedoch erschreckt zurückfuhren.

Der König zog seine Brauen zusammen und blickte traurig seine Hündchen an, welche verscheucht in einem weiten Kreise um Castelmelhors ihnen unbekanntes Haupt standen.

„Kann ich denn nicht einen Augenblick Ruhe haben?“ rief er aus, indem er aufsprang und zornig mit dem Fuße stampfte.

Hierdurch bekam der Schrecken der Levretten eine andere

Richtung. Sie flüchteten sich hinter Castelmelhors reiches Haupthaar, und nachdem sie sich überzeugt hatten, daß derselbe ihnen nichts thue, so setzten sie ihre unterbrochenen Spiele zwischen seinen Haaren fort.

In dem ersten Augenblick war der König eifersüchtig; als er aber den närrischen Anblick bemerkte, welchen Castelmelhor mit seinen zerzausten Haaren gewährte, so wurde er aufgeheitert, knieete nieder und feuerte die Lilliput-Hündchen an. So oft ein Hündchen in eine Haarlocke packte und seine Beinchen anstemmte, um besser zerren zu können, brach der König in das ausgelassenste Gelächter aus.

Aber jede Freude muß ihr Ende haben. Alfons stand kraftlos auf, entfernte sich schwankend und warf sich halb todt in einen Armsessel.

„Ach! — ach! — ach!" stöhnte er. „Stehe auf — ich muß mich todt lachen! — Ach! Du bist ein guter Junge, Luis! — Das ist zu ergötzlich! — So habe ich noch nie gelacht."

Castelmelhor gehorchte. Er stand auf, ordnete schnell seine Haare und zeigte sein lächelndes Antlitz.

„Bei dem Blute von Braganza!" rief Alfons aus; „warum bist Du nicht alle Tage so liebenswürdig, kleiner Spitzbube von einem Grafen? Heute würde ich Dich für zwei Paar Levretten nicht hingeben."

„Das kommt daher, Sire," antwortete Castelmelhor und küßte dem Könige die Hand, „weil ich heute besonders erfreut bin, denn ich habe ein Mittel erfunden, um Euere Majestät für immer von den Belästigungen zu befreien, welche mit der königlichen Würde verbunden sind."

„Sage mir schnell dieses Mittel, kleiner Graf," rief Alfons

aus, „und wenn es irgend etwas in dieser Welt gibt, das Du noch wünschen könntest, so nenne es mir, und ich werde es Dir bei meinem königlichen Worte geben!"

„Ich will nichts, Sire; ich bin bereits von Eurer Majestät mit Wohlthaten überhäuft. — Mein Mittel Euch zu erklären, würde eine zu langweilige Sache sein. — Aber ich kann Euch ein Beispiel geben. Ihr liebt es nicht, gewisse Urkunden zu unterzeichnen —"

„O nein! nein! nein!" rief der König drei Mal aus.

„Wohl denn! ich habe einen Stempel ausschneiden lassen, mit welchem man die Unterschrift Eurer Majestät auf das Täuschendste nachahmen kann."

„Das ist reizend, kleiner Graf. Du wirst mir also die häßlichen Pergamente nicht mehr zur Unterzeichnung vorlegen?"

„Nie wieder, Sire, — und diese beiden sind die letzten, welche Euere Majestät unterzeichnen wird."

Castelmelhor nahm zwei Pergamente aus seinem Portefeuille, bei deren Anblick der König entsetzt zurückwich.

„Das ist Verrath, Senhor Graf!" sagte er. „Ihr versprecht mir, daß ich fortan nicht mehr unterzeichnen soll, und dennoch —"

„Es ist das letzte Mal, Sire."

„Geht zum Teufel!"

Castelmelhor steckte seine Pergamente in die Tasche.

„Wie Euere Majestät befehlen!" sagte er. „Ich hatte mir gedacht, daß eine königliche Jagd Euch Vergnügen machen würde, aber —"

„Eine königliche Jagd!" rief Alfons aus, dessen Augen vor Freude aufleuchteten.

„Aber," nahm Castelmelhor wieder das Wort; „die Ritter vom Firmament gehorchen nicht gern andern Befehlen, als den Eurigen, und —"

„Sagst Du die Wahrheit?" unterbrach ihn der König; „hast Du wahrhaftig an eine königliche Jagd gedacht, und betreffen diese Kabinetsbefehle eine solche?"

„Wenn Euere Majestät sich überzeugen will —"

Der König gab seinen Schrecken zu erkennen.

„Nein," sagte er, „aber ich bin zum Unterzeichnen bereit. — Gib her! gib schnell her! — O, kleiner Spitzbube von einem Grafen, wie ich Dich lieb habe! — Eine königliche Jagd!"

Alfons entriß in seiner Ungeduld die beiden Pergamente den Händen des Grafen und setzte die ungestalten Charaktere unter dieselben, die ihm als Unterschrift dienten.

Dann schob er die Pergamente weit von sich, als hätte schon der Anblick einer jeden Schrift ihn mit unbesieglichem Widerwillen erfüllt.

Ein tiefer Seufzer entwand sich Castelmelhors Brust und bezeugte, daß ein Stein von derselben gefallen sei.

---

10. Vor dem Sturm.

„Steck das Geschreibsel bei, kleiner Graf," sagte der König; „es ist eine gehässige Sache, wenn einem dergleichen Fliegenfüße von einem stinkenden Pergamente entgegen grinsen. — Ich werde mir noch einmal den Spaß machen und das königliche Archiv in Flammen setzen — das müßte eine ergötzliche Sache sein."

Castelmelhor ließ sich den Befehl nicht wiederholen. Er steckte schnell die beiden Urkunden ein und ergriff seinen Hut, um zu gehen.

„Schon!" rief Alfons. „Wollen wir nicht erst unsere Jagd besprechen? Ich will, daß dieselbe schön ausfalle, Dom Luis hörst Du wohl? Ich will, daß man sich ewig in Lissabon an diese Jagd erinnere."

„Man wird sich an dieselbe erinnern, Sire," antwortete Castelmelhor in einem so ernsten Tone, daß Alfons unwillkürlich erschrak.

„Geh!" sagte er; „Du bist wieder recht brummig geworden. So lange ich noch nicht gethan habe, was Du von mir verlangst, kannst Du wohl schmeicheln, garstiger Verräther Du! — Wenn ich aber meinen Namen unter die gehässigen Pergamente gesetzt

habe, so thust Du Dir keinen Zwang mehr an. — Ich glaube, Ihr habt mich nicht mehr lieb, Senhor Graf!"

Castelmelhor stand auf glühenden Kohlen. Jedes Wort des Königs war ein Dolchstoß für sein Herz, das noch nicht ganz bar von Zartgefühl und Ehre war. Der Anblick des unglücklichen Fürsten, welcher freiwillig in die Falle ging, erfüllte ihn mit Gewissenspein. Lieber hätte er Hindernisse gefunden, um seinen Muth im Kampfe wieder zu stählen.

Aber nein! das Opfer hielt seine Kehle dem Messer hin. Von jenen Urkunden, welche Alfons unterzeichnet hatte, ohne sie gelesen zu haben, enthielt die eine den Befehl, die Königin und den Infant als Majestätsverbrecher zu verhaften und in festen Gewahrsam zu bringen.

Die andere Urkunde war eine einfache Abdankungs-Urkunde.

Wenn also der unglückliche König sagte, es wären das die letzten Urkunden, welche er unterzeichnete, so sagte er die genaueste Wahrheit. Wenn er lachend Castelmelhor einen Verräther nannte, so sagte er noch nicht einmal genug. Und wie genau traf er nicht den Nagel auf den Kopf, als er sagte:

„Ich glaube, Ihr habt mich nicht mehr lieb, Senhor Graf!"

Dieser wollte antworten, aber die gegenseitige Stellung dieser beiden Männer war zu einer solchen geworden, daß des Grafen Antwort nothwendig zu einer neuen Anspielung werden mußte.

„Sire," sagte er, „ich muß mich entfernen, um Euere Majestät der Regierungssorgen zu überheben."

Dieser Grund mußte nothwendig den König rühren, welcher mit sanfter Stimme antwortete:

„Du bist die Perle aller Freunde, kleiner Graf; gehe und bereite Alles vor, daß unsere Jagd schöner werde, als man je eine Jagd gesehen hat.“

Castelmelhor stammelte einige ehrfurchtsvolle Worte und entfernte sich dann in aller Eile. Der König setzte das unterbrochene Spiel mit den kleinen Wachtelhunden fort, die er seine Levretten nannte.

Der Graf kehrte eilig nach seinem Palaste zurück. So lange er in der Nähe des Königs gewesen war, hatte er das Gehässige seines Handelns gefühlt; aber je mehr er sich von dem Könige entfernte, desto mehr war es sein Ehrgeiz, welcher obsiegte. Er erblickte sich als einen mächtigen und gefürchteten König, er erhob in seinen Träumen das unter Alfons gesunkene Portugal, vertrieb die Engländer und demüthigte die Spanier.

„Wird man mir nicht alsdann,“ fragte er sich, „das Verbrechen der Usurpation verzeihen? Und kommt nicht überdieß die Herrschaft dem Würdigsten zu? Muß man nicht die Gesetze reformiren, wenn dieselben drei Millionen Menschen einem Geldsacke gleichstellen und sie zum Gegenstand einer Erbschaft machen?‘

Welchem Verbrecher hätte es je an Gründen gefehlt, um sein Verbrechen in seinen Augen zu rechtfertigen? Castelmelhor hatte kaum nöthig, Gründe zu seiner Rechtfertigung zu suchen, denn er war von vorn herein überzeugt.

Antonio Conti wurde gerufen. Castelmelhor und er hatten eine lange Unterhaltung mit einander und ordneten ihre Un-

ternehmungen für den folgenden Tag: die königliche Jagd, die Festnahme der Königin und des Infanten, die Ergreifung des Mönches und vielleicht auch die Ermordung dieser gefürchteten und geheimnißvollen Person in einem tiefen Kerker.

Die Nacht war schon bedeutend vorgeschritten, als sich Beide trennten.

Conti begab sich in die Kaserne der Ritter vom Firmament und ließ den schönen Cavalier von Padua wecken, der bereits von einer Fuchshetze in der Grafschaft Northumberland träumte. Ascanio sprang murrend aus dem Bette und ging die Treppe hinunter, um zu sehen, wer der Lästige sei, der seinen Schlummer störte.

„Ei, mein sehr lieber Kamerad," sagte er, als er Conti erblickte, „werdet Ihr denn nie aufhören, meine Nachsicht zu mißbrauchen? Ich habe Euch zu Castelmelhor geführt; das ist Alles, was ich für Euch thun konnte. — Ich wünsche Euch eine gute Nacht."

Bei diesen Worten wandte er sich und wollte zu seinem noch warmen Lager zurückkehren; aber Conti hielt ihn zurück.

„Ich befehle Euch, hier zu bleiben,' sagte er.

„Hm! — Ihr! — Ha, ha, ha, ha! — Ihr befehlt mir?"

Conti antwortete dadurch, daß er den Befehl Castelmelhors vorzeigte, welcher ihn zu seinem Lieutenant machte.

Ascanio rieb sich die Augen und las.

„Nun!" rief er aus, „sehr geehrter Herr, hatte ich nicht gesagt, daß meine arme Protection Euch zu Etwas helfen würde? — Ich bin entzückt über Euer Glück und freue mich, daß ich der Erste sein kann, der Euch Glück wünscht."

Der Paduaner hatte sein Benehmen mit einem Male ge-

ändert und verneigte sich auf das Tiefste, während er die mitgetheilten Worte sprach. Zum Schlusse ergriff er Conti's Hand und führte dieselbe an seine Lippen.

Der ehemalige Günstling zeigte sich gar nicht erstaunt ob der ihm dargebrachten Huldigungen, sondern ertheilte Macarone ganz kurz die Befehle, welche die am folgenden Tage abzuhaltende königliche Jagd betrafen, und ließ ihn ahnen, daß ihm noch eine besondere wichtige Sendung vorbehalten sei.

„Ich bin Euer Herrlichkeit ergebenster Diener von der Spitze meiner großen Zehe, bis zum äußersten Ende meiner Haare," antwortete der Paduaner, „und schätze mich besonders glücklich, den Beweis davon in den Zeiten Eures Unglücks gegeben zu haben — Kann ich sonst noch etwas thun, das Euch persönlich angenehm wäre?"

„Ich bitte Euch," antwortete Conti trocken, „meine Herrlichkeit nicht ferner an das zu erinnern, was Ihr die Zeiten meines Unglücks nennt."

Ascanio machte eine tiefe Verbeugung.

„Daß der Teufel ihn holen möchte!" brummte er dann, als Conti die Kaserne verlassen hatte. „Werft einen Kater zum Fenster hinaus, und er wird auf seine Füße fallen. Solche Günstlinge sind aber accurat wie die Kater; man muß sie in vier Stücke schneiden, wenn man überzeugt sein will, daß sie todt seien."

Nach dieser philosophischen Erwägung kehrte er in sein indeß erkaltetes Bett zurück und suchte seine angenehmen Träume von wildreichen Parks zurückzurufen; allein es erschien nur das bleiche Antlitz der Miß Arabella vor ihm; ein widriger Alpdruck statt eines bezaubernden Traumes.

Auch der Mönch wachte in diesem Augenblick in seiner einsamen Zelle.

Indem er die geheime Vermählung der Königin mit dem Infanten veröffentlichte, hatte er gewissermaßen den Funken in das Pulverfaß geworfen, welches einen Thron in die Luft sprengen sollte.

Das wußte er und bereuete es nicht, sondern bereitete sich zum Kampfe.

Die ersten Strahlen der Sonne, welche in seine Zelle fielen, fanden ihn noch wach.

Er erhob sein Haupt und begrüßte mit stolzem Blick den anbrechenden Tag.

„Wirst Du Portugals Rettung beleuchten?" fragte er.

Er kniete vor dem hölzernen Crucifix nieder, welcher an einer Wand der Zelle hing, und richtete ein kurzes, aber glühendes Gebet an Gott.

Als er sich wieder erhob, ließen sich Tritte auf dem Corridor hören, und fast gleich darauf wurde an die Thür der Zelle gepocht.

Die Männer in verschiedenen Trachten, welche wir schon ein Mal den Mönch besuchen sahen, traten ein und grüßten mit tiefer Hochachtung.

„Euer Hochwürden hat uns nicht rufen lassen," sagten die Deputirten des Volkes, welche zuerst vortraten, „aber wir sind unglücklich und der so oft verheißene Tag erscheint noch immer nicht."

„Meine Söhne," antwortete der Mönch, „der Tag nahet; geduldet Euch nur bis morgen."

„Morgen!" wiederholten die Männer des Volkes erfreut.

Man würde unter diesen Männern einige von jenen lächerlichern Verschwörern erkannt haben, denen wir im Anfange unserer Erzählung in der Taverna des Miguel Osorio begegneten; aber sie alle waren sehr verändert: das Elend hatte ihren Muth erwärmt, und eine düstere Entschlossenheit leuchtete aus ihren Augen.

„Morgen, wie heute, werden wir bereit sein, hochwürdiger Vater," sagten sie und zogen sich wieder zurück.

Noch Andere traten ein. Unter ihnen erblickte der Mönch auch den dicken Kopf Baltazars, welcher über die Köpfe aller seiner Nachbaren hinwegragte, wie auf dem Panorama einer Stadt der hohe Thurm einer Kathedrale über die Thürme der untergeordneten Kirche hinwegschaut.

Baltazar trug auf seinen Schultern ein schweres Säckchen. Der Mönch rief ihn zu sich und gab den Leuten aus dem Volke ein Zeichen, noch zu bleiben.

Baltazar und sein Sack waren von Mylord gesandt, welcher den Mönch Tags zuvor nicht gesehen hatte und ihm daher zusandte, womit er den Eifer der Menge für Englands Interessen entflammen könne.

Der Mönch machte sofort Gebrauch von dem Gelde. Er vertheilte reiche Almosen unter die Unglücklichen, welche ihn umgaben. Segenssprüche wurden auf allen Seiten laut, und zu gleicher Zeit die aufrichtigsten Verheißungen.

Dann näherten sich die Agenten des Mönches und setzten diesen von dem, was sie erfahren hatten, in Kenntniß.

Die Meisten wußten nichts. Die Stadt war ruhig, und der Hof in seine gewöhnliche Apathie versunken. Nur einer der Agenten, welcher unter einem weiten Mantel die Tracht

eines Schließers des Limoeiro barg, machte einen Bericht, der des Mönches Aufmerksamkeit lebhaft fesselte.

„Senhor," sagte er, „ein Mann, in welchem ich den ehemaligen Günstling Antonio Conti von Vintimiglia zu erkennen glaubte, ist vor Tagesanbruch in dem Gefängnisse erschienen. Er hat sorgfältig alle Posten geprüft und an einigen derselben Ritter vom Firmament aufgestellt."

„Wie heißen dieselben?"

Der Schließer nannte vier oder fünf Namen.

„Der Zufall kommt uns zu Hülfe!" sagte der Mönch. „Diese Männer sind die unsrigen. Da sie indeß nicht mehr werth sind, als ihre Collegen, so beauftrage den Kerkermeister Dom Pio Mata Cerdo in meinem Namen, sie wohl zu überwachen. — Ist das Alles?"

„Nein, Senhor. — Antonio hat befohlen, daß man für heute Abend das königliche Zimmer in Stand setze."

Das war ein großes Gefangenen-Zimmer in der Mitte des Limoeiro, in welchem nach der Sage Joao II. von seinen rebellischen Unterthanen gefangen gehalten war. Dieses Zimmer diente überhaupt nur für Verbrecher von königlichem Blute.

„Schön!" versetzte der Mönch, ohne irgend eine Ueberraschung zu verrathen.

Nach dem Schließer erschien der Bediente in der Livree des Hauses Suza, den wir schon ein Mal in der Zelle gesehen haben.

„Gestern," berichtete er, „hat Seine Excellenz bis spät in die Nacht eine Conferenz mit dem Senhor Conti von Vintimiglia gehabt. Ich habe nichts von ihrer Unterhaltung zu er-

lauschen vermocht, allein während sie durch das Vorzimmer gingen, wurde Euer Name ausgesprochen.“

„Was sagte man von mir?“

„Man sprach von Gewaltsamkeiten; — ich glaubte zu verstehen, daß man den Plan habe, Euere Excellenz zu arretiren.“

„Sie würden das nicht wagen,“ sagte der Mönch langsam, „und werden Sie außerdem die Zeit dazu haben?“

„Nehmt Euch in Acht!“ sagte der Bediente und ging.

Nur noch der Mönch und Baltazar waren in der Zelle.

„Nehmt Euch in Acht!“ wiederholte Baltazar. „Der Graf fürchtet Euch, Senhor, und Ihr wißt, wessen er fähig ist.“

„Bin ich nicht in dem Limoeiro eben so wohl Herr, wie auf dem Markte von Lissabon?“ fragte der Mönch; „mag man mich festnehmen, und auf einen Wink von mir werden die Riegel meines Kerkers fallen.“

„Nehmt Euch in Acht!“ sagte Baltazar nochmals, und zwar mit einer Stimme, in welcher etwas Prophetisches lag.

Der Mönch beantwortete diese unheimliche Vorhersage mit einem vertrauensvollen Lächeln.

„Wie Gott will!“ sagte er; „es ist zu spät, um zurückzuweichen.“

Baltazar ging, und der Mönch folgte ihm bald, da seine Ungeduld ihn trieb, selbst zu sehen und sich selbst zu unterrichten. Alles verrieth ihm, daß der Augenblick des Kampfes bevorstehe, und er wollte, daß der erste Ausbruch ihn auf dem Schlachtfelde bereit finde.

Die Stadt gewährte einen düstern Anblick, war aber noch ruhig. Indeß waren alle Verkaufsläden geschlossen, wie an dem Vorabende eines großen Festes oder eines großen Unglücks. Hier

und da bildeten sich Gruppen von Bürgern und trennten sich wieder, nachdem sie mit finstern Blicken einige Worte mit einander gewechselt hatten.

Die großen Straßen in der Mitte der Stadt waren verödet. Kein Neugieriger zeigte sich hinter den Fenstern, kein Lebenszeichen unterbrach dieses Schweigen des Todes und der Einsamkeit.

Der Mönch erreichte die Calla nueva oder neue Straße und trat dann auf den großen Platz, wo Centi sieben Jahre früher bei Trompetenschall das Königliche Edict bekannt gemacht hatte, welches fast die Veranlassung einer Revolution geworden war. Der Platz war fast eben so von Menschen angefüllt, wie an jenem Tage, und die lauten Stimmen, welche sich von allen Seiten erhoben, bildeten einen besondern Gegensatz zu dem Schweigen der benachbarten Straßen.

Das waren dieselben Menschen, wie ehedem, aber ihre Anzüge hatten sich auf ihren von Fleisch entblößten Knochen abgenutzt. Man sah nur Lumpen, bleiche Gesichter und Feuerblicke aus tief eingesunkenen Augenhöhlen. Diese zerlumpte, verhungerte Horde war eine lebendige und schreckliche Drohung.

Bei dem Anblick des Mönches entblößten Alle den Kopf; ein Blitz der Hoffnung leuchtete aus den Blicken Aller. Während des allgemeinen Gemurmels gelangten zu des Mönches Ohren die Worte:

„Ist der Augenblick erschienen?"

Der Mönch schüttelte den Kopf und ging vorüber.

„Hochwürdiger Vater," sagte eine Stimme neben ihm, „Ihr seid wahrhaftig der König dieser Menge. Ich bewundere Euere

Gewandtheit; ich beuge mich vor derselben. — Ihr wäret würdig gewesen, ein Engländer zu sein, hochwürdiger Vater"

Der Mönch sah sich um und erkannte Lord Richard Fanshaw, welcher ebenfalls incognito einen Beobachtungs-Gang machte.

„Seine Majestät König Karl wird Euch nicht hinreichend würdig belohnen können," fuhr der Engländer fort. „Ihr seid der wahre Eroberer von Portugal. — In der That ist diese Menge zu einem wundervollen Punkte gebracht. Ihr habt ihr gerade so viel gegeben, wie nöthig war, um nicht zu verhungern, aber auch durchaus nicht mehr, und das ist meisterhaft! — Ich will auf der Stelle des Todes sein, wenn ich die Guineen Seiner Majestät bedauere. Ihr habt dieselben mit guten Interessen angelegt. Hochwürdiger Vater, meint Ihr nicht, daß wir der Entwicklung entgegen gehen?"

„Allerdings, Mylord. Wir stehen im letzten Acte."

„Was mich betrifft," sagte der Engländer frohlockend, „so bin ich bereit, Bravo! zu rufen."

„Und Ihr habt mehr Grund dazu, Mylord, als Ihr denkt. Ich bereite Euer Gnaden bei der Entwicklung eine Ueberraschung vor."

„Eine Ueberraschung?" fragte Fanshaw, indem er einen mißtrauischen Blick unter die Kutte des Mönches warf.

„Bevor dieser Letztere zu antworten vermocht hatte, entstand eine große Aufregung in der Menge, die zu beiden Seiten aus einander wich, um einem glänzenden Zuge Durchlaß zu gewähren.

Dieser Zug, welcher aus dem Könige, dem Hofstaat und den Rittern vom Firmament bestand, kam aus der neuen Straße.

Der König ging zwischen Castelmelhor und Conti.

„Platz, Ihr Spitzbuben! Platz für Seine Majestät!" riefen die Ritter vom Firmament, indem sie die Menge zur Seite trieben.

Viele Hände griffen unter die Lumpen und erfaßten die unter denselben verborgenen langen Dolche; viele Blicke befragten von fern den Mönch; die ganze Menge erwartete nur ein Wort, nur ein Zeichen, um den Angriff zu beginnen. Der Mönch blieb unbeweglich.

Als der König an ihm vorüber kam, verneigte er sich mit tiefer Ehrerbietung.

„Gott grüß' Euch, Hochehrwürden!" rief Alfons in heiterer Laune. „Wir haben heute Fest in unserm Palast von Alcantara, Senhor Mönch, und laden Euch mit aufrichtigem Herzen ein."

„Ich werde erscheinen, Sire," antwortete der Mönch.

---

11. Des Königs letzte Jagd.

Die Witterung war rauh und unfreundlich. Der Zug der Ritter vom Firmament setzte seinen Ritt gen Alcantara fort. Diese prachtvolle Truppe schien sich an jenem Tage in ihrem ganzen Glanze zeigen zu wollen: die Reiter saßen auf schönen schwarzen Pferden, und jeder von ihnen schien ein Fürst zu sein. Hinter ihnen kamen die *Firos* oder *Festen* in enggeschlossenen Bataillonen. Während des ganzen Zuges führten die Spielleute der beiden Abtheilungen die schmetterndsten und lustigsten Fanfaren aus

An der Spitze der Ritter vom Firmament ritt der schöne Cavalier von Padua und ließ sein Pferd bald bäumen, bald rechts oder links einspringen. Es war eine Wonne, den Stern an seinem Hute fernhin leuchten zu sehen, und der brillante Azur seiner Tracht schien den grauen Mantel zu verhöhnen, mit welchem sich der Himmel überdeckt hatte.

Ungeachtet des äußern Glanzes lag auf den Gesichtern der Ausdruck einer gewissen Wehmuth. Nur Alfonso hatte kein Arg, sondern überließ sich ganz und gar der Freude

Der Tag verging in dem Palaste von Alcantara, wie alle jenen Tage, an denen der König Feste gab.

Engländer boxten, Taschenspieler machten ihre Künste, Stierkämpfe wurden abgehalten.

Nichts Merkwürdiges oder Besonderes kam vor.

Nur ließ sich der Mönch nicht in dem Palaste sehen. Er mochte wohl sein Versprechen vergessen haben.

Dagegen zeigte sich ein Unbekannter zwischen den Rittern vom Firmament, deren Tracht er angenommen hatte. Bei Tische blieb der Unbekannte schweigsam und kalt. Seine Nachbarn sagten, er sei entweder der Teufel in Person, oder der Senhor Graf selbst, welcher sich verkleidet habe, um die geheimen Sympathieen der Königlichen Patrouille kennen zu lernen.

Aber diese Meinung fand kein Echo, denn in dem benachbarten Saale saß der Senhor Graf an der königlichen Tafel, wo ihm Alfons von Minute zu Minute sein mürrisches Aussehen vorwarf.

Alfons überließ sich der Freude. Er zeigte eine ausgelassene Heiterkeit und leerte einen Becher nach dem andern, um sich auf die Jagd vorzubereiten, welche stattfinden sollte.

„Kleiner Graf,“ sagte er während des Mahles, „Dein Glas ist immer voll; das ist Verrath, mein Freud. — Wir befehlen Dir, diesen Becher auf unsere königliche Gesundheit zu leeren.“

Castelmelhor wollte gehorchen und hob den Becher an seine Lippen. Aber er konnte nicht trinken. Seine Stirn war leichenblaß; er schien einer Ohnmacht nahe.

„Nun?“ fragte der König und zog seine Brauen zusammen.

„Nun?“ wiederholte neben Castelmelhors Ohre Conti's beißende Stimme.

Der Graf machte eine heftige Anstrengung und leerte den Becher in einem Zuge.

„Ich trinke auf Eurer Majestät Gesundheit,“ stammelte er.

Der König blickte die Gäste an seiner Tafel an, sah allenthalben nur Verlegenheit und Bestürzung, und rief daher:

„Mai de Deos! sind wir hier bei einer Leichenfeier, Senhores? — Lacht! ich will, daß Jeder lache, und zwar auf der Stelle, oder, bei dem Blute von Braganza! wir werden glauben, daß eine Verschwörung gegen unsere Person im Gange sei!“

Ein unheimliches, erzwungenes Lachen ließ sich rund um den Tisch vernehmen.

„Recht so!“ rief Alfons; „Ihr seid Alle biedere Unterthanen, und überdieß, wenn Einer von Euch verrätherische Gedanken hätte, so würde der gute Degen, welchen ich hier an meiner Seite habe, nicht in der Scheide bleiben.“

Er schlug auf Castelmelhors Schulter, und dieser fuhr erschreckt zusammen

„Nicht wahr, kleiner Graf,“ fuhr der König fort, „Du würdest mich vertheidigen?“

Castelmelhor fühlte in diesem Augenblick jenen peinigenden Seelenschmerz, welchen Judas fühlen mochte, als er dem Erlöser den Friedenskuß gab Er blieb stumm, regungslos und wie vom Blitz getroffen.

Conti antwortete an seiner Statt:

„Seine Excellenz würde es eben so machen, wie wir Alle, und um bis zu Eurer geheiligten Person zu gelangen, müßte der Mörder zuvor über unsere Leichen schreiten.“

„Das heißt schön gesprochen, Freund Vintimiglia," antwortete der König vollkommen getröstet. „Küsse unsere Hand und laß uns nicht mehr davon sprechen."

Das Mahl dauerte bis spät an den Abend. Die meisten Höflinge, welche an der Tafel saßen, waren Creaturen Castelmelhors und mit dessen Plane bekannt. Die Uebrigen ahnten mindestens, was geschehen werde.

Dennoch hatte der Wein endlich eine geräuschvolle Heiterkeit herbeigeführt, und als man sich von der Tafel erhob, verhieß der Zustand der Gäste eine der ergötzlichsten Jagden.

Beim Schmettern der Hörner zog man aus. Sechs Ritter vom Firmament, welche brennende Fackeln hielten, ritten dem Könige voran. Ganz am Ende folgte der Unbekannte, welcher das Mahl der königlichen Patrouille getheilt hatte. Er saß auf einem kräftigen Pferde, welches er als vollendeter Reiter lenkte

Die Entfernung von dem Palast nach der Stadt wurde bald zurückgelegt, und unter Hörnerklang und lautem Jagdrufen zog die Jagd durch die Straßen. Die Suche wurde von Antonio Macarone dell Acquamonda geleitet, der seinem Amte auf treffliche Weise, aber ohne Glück, vorstand. Man entdeckte keine Fährte und noch immer war kein Wild aufgejagt.

Da riefen die Vordersten der Ritter vom Firmament „Hallo! hallo!" als eben die Jagd vor dem Hotel des Lord Richard Fanshaw vorüber kam. Zu gleicher Zeit sah man beim Scheine der Fackeln eine weiße Gestalt, welche so schnell entfloh, wie ihre Beine sie zu tragen vermochten.

„Hallo!" rief der König und erhob sich in den Steigbügeln, um besser zu sehen; „hallo!"

Der schöne Cavalier von Padua erhob sich ebenfalls in seinen Steigbügeln, sank aber sofort mit einem lauten Seufzer wieder nieder.

Indeß ging die Jagd schnell vorwärts und bald war das Wild forcirt, das heißt auf das Pflaster der Straße niedergesunken.

Die Hörner tönten sofort das Hallali und die Haupt-Jäger stiegen von ihren Pferden.

Da begab sich ein Auftritt, den man nicht erwartet hatte.

Ascanio Macarone warf sich dem Könige mit allen Anzeichen der heftigsten Verzweiflung zu Füßen.

„Sire!“ rief er aus, „habt Mitleid mit mir! — Habt Mitleid mit diesem Mädchen, welches eben so zartfühlend, wie schön ist!“

„Die Fackeln herbei!“ rief Alfons unter lautem Lachen; „ich will das Antlitz dieses Spaßvogels sehen, während er vor uns Komödie spielt.“

„Ich treibe keinen Scherz, Sire — bei allen Namen aller meiner glorreichen Vorfahren, deren Zahl drei und neunzig beträgt! — Erhört mich! — laßt jenes Mädchen nicht berühren — es ist —“

„Das ist doch der lustigste Bursche, den ich kenne!“ unterbrach ihn der König, der Ascanio mit einer Art von Bewunderung betrachtete.

Der schöne Cavalier von Padua verzweifelte, daß er sich dem Könige verständlich machen werde, sprang daher mit Blitzesschnelle zu dem armen gehetzten Wilde und entriß dasselbe den Händen der Ritter vom Firmament, welche es zu dem Könige schleppten.

„O! — o! — o!" röchelte der König, erstickt durch die Krämpfe eines homerischen Lachens.

Die Fackeln, welche in diesem Augenblick genähert wurden, beleuchteten das lange und bleiche Antlitz der Miß Arabella Fanshaw, welche halb ohnmächtig in den Armen des Cavaliers von Padua ruhete. Bei dem Anblick dieser Gruppe ließ der König die Zügel seines Pferdes fahren, um seine Seiten halten zu können.

„Bravo! bravo!" schrie er und wischte die Thränen aus seinen Augen.

„Ha! Sire!" rief Macarone mit pathetischer Stimme aus; „raubt mir meinen Schatz nicht."

Alfons meinte noch immer, daß der Paduaner eine zum voraus verabredete Komödie spiele, zog daher seine Börse aus der Tasche seines Wamses und warf ihm dieselbe zu. Ascanio fing sie im Fluge auf.

„Nicht Gold ist es, was mir Noth thut," sagte er und steckte die Börse sorgfältig ein: „was kümmert mich Euer Gold! — Ach! göttliche Arabella, wie wird es Dir ergehen!"

In diesem Augenblick öffnete Mylords einzige Erbinn ihre matten Augen und warf erschreckte Blicke um sich.

„Wo bin ich?" seufzte sie.

„An meinem Herzen," antwortete Ascanio mit schmachtender Stimme; „in meinen Armen, meine Angebetete, in den Armen Deines Gatten."

„So ist es!" rief der König; „die Idee ist schön! — Sie sollen getraut werden — und wir wollen auf der Stelle mit ihnen in die Kirche ziehen."

Bei diesem wunderlichen Einfalle erwachte der alte Geist der Ritter vom Firmament wie durch einen Zauber. Endloser Beifall folgte den Worten des Königs. Die beiden künftigen Gatten wurden zwischen die sechs Fackelträger gestellt und die zu einer Prozession gewordene Jagd zog nach der nächsten Kapelle.

Ein Priester wurde auf Befehl des Königs herbeigeholt und mußte die Feierlichkeit sogleich vollziehen.

Miß Fanshaw, die sich kaum von ihrem Schrecken erholt hatte, ließ ihre wirren Blicke von dem Könige auf die Ritter vom Firmament, und von diesen auf Macarone schweifen.

„Mein himmlischer Schatz," sagte dieser, indem er sich an ihr Ohr neigte, „der Prunk der Feierlichkeit, welche vorbereitet wird, mag Euch einen Begriff von meiner Stellung geben. — Der häßliche kleine Mann, welcher mit mir sprach, ist mein lustiger Kumpan Alfons, der Sechste seines Namens, König von Portugal und beiden Algarvien rc. Er wollte durchaus Zeuge meiner Vermählung sein. — 'S ist ein kleiner Sapperloter!"

Die beiden Brautleute knieeten nieder und die Feierlichkeit begann.

Während diese Trauung aus dem Stegreife im Innern der Kapelle vollzogen wurde, begab sich außerhalb derselben eine Scene entgegengesetzter Art.

Alle Ritter vom Firmament waren dem Könige gefolgt. Nur drei Männer waren dem Könige gefolgt: einer dieser Drei war der Eindringling, welcher sich während des verflossenen Tages unter die königliche Patrouille gemischt hatte und der

jetzt seitwärts im Schatten stand, um die Rückkehr der Patrouille zu erwarten; die beiden Andern aber, welche sich unbelauscht glaubten, unterhielten sich mit leiser Stimme auf der Schwelle der Kapelle.

„Eure Excellenz," sagte der Eine dieser Beiden, „zeigt sich schwach, anstatt zu handeln. Erwacht, Herr Graf, und denkt an das Ziel, dem Ihr so nahe seid."

„Der arme König hatte mich lieb!" antwortete Castelmelhor in einem Tone, welcher auf tiefe Betrübniß deutete. Er hatte Vertrauen zu mir, Conti, und mein Verrath wurde ein schmachvoller und ehrloser sein. Wäre er noch ein gewöhnlicher Herr, ein Herr, der sich vertheidigen könnte — mit einem Worte: ein Mann!"

„Dann würde Eurer Excellenz das Beste des Vaterlandes nicht mehr als Entschuldigung dienen."

„Das Beste des Vaterlandes!" versetzte Castelmelhor; „darf ich mich selbst belügen? — Ich hatte nicht daran gedacht, daß Alfons einen Bruder hat."

„Senhor!" rief Conti schnell aus, „des Infanten Loos ist entschieden! — Euere Befehle sind gegeben — das Schiff liegt im Hafen "

„Dieser Teufel!" murmelte der falsche Ritter vom Firmament; „Castelmelhor hätte vielleicht der Reue Gehör gegeben!"

In diesem Augenblick kamen die Neuvermählten aus der Kapelle.

„Zur Jagd!" rief Alfons.

Die wahnsinnige Jagd ward von Neuem begonnen, gewann aber plötzlich ein anderes Aussehen. Auf ein Zeichen

von Conti wurden die Fackeln ausgelöscht. Zu gleicher Zeit verstummten die Hörner. Es entstand eine vollständige und tiefe Stille.

„Was bedeutet das?“ fragte der König.

Niemand antwortete ihm. Conti stach des Königs Pferd mit seinem Dolche in das Kreuz und der von kindischer Angst ergriffene Alfons fühlte sich mit fürchterlicher Geschwindigkeit durch die schmalen und dunkeln Gassen der Unterstadt davon getragen.

Je weiter er kam, desto Mehre von seinem Gefolge blieben zurück, bis endlich nur noch zwölf vorzüglich berittene Männer hinter ihm waren. Conti folgte ihm am Nächsten und trieb unablässig sein Pferd an.

„Wohin bringt man mich?“ fragte Alfons von Zeit zu Zeit mit zitternder Stimme.

Stets dasselbe Schweigen. Die Pferde schienen zu fliegen, und bald hatten die schweigsamen Reiter die Ufer des Tejo erreicht.

Jetzt trieb der falsche Ritter vom Firmament, welcher bisher dem Zuge gefolgt war, sein Pferd stärker an, so daß er an Alfons Seite kam. Die Dunkelheit ließ diese Handlung nicht bemerken.

Man hielt an dem Ufer des Flusses. Conti stieß drei Mal in sein Horn. Auf dieses Zeichen erleuchtete ein Blitz die hüpfenden Wellen des Flusses und eine Laterne wurde an dem Maste eines Schiffes, welches in dem Hafen vor Anker lag, emporgehißt. Einige Minuten später stieß eine von vier Ruderern geleitete Barke an das Ufer.

„Was soll das bedeuten?“ fragte abermals der König.

„Ich will in meinen Palast zurück, denn ich langweile mich und — fürchte mich!"

Zwei kräftige Arme hoben ihn aus dem Sattel und trugen ihn an das Ufer. Hier nahmen ihn andere Arme in Empfang und zogen ihn in den Nachen, welcher sofort vom Lande abstieß.

Es war der falsche Ritter vom Firmament, welcher das Alles vollbracht hatte. Er setzte sich in dem Nachen neben Alfons, ergriff dessen Hand und küßte sie. Der König hatte in Folge des Schreckens sein Bewußtsein verloren.

„Senhor," sagte der falsche Ritter zu dem Capitain des Schiffes, indem er ihm Alfons übergab, „ich vertraue Euch hiermit Seine Majestät an. Er soll wie ein König behandelt werden. Ihr bürgt dem Grafen von Castelmelhor mit Euerm Leben für des Königs Leben."

Castelmelhor war am Ufer zurückgeblieben und wartete ungeduldig auf die Rückkehr des Nachens. Als dieser zurückkam, eilte er auf den Ritter vom Firmament zu und ergriff dessen Arm.

„Ist es geschehen?" fragte er hastig.

„Es ist geschehen," antwortete der Andere und machte seinen Arm frei.

Dann zog er sich einige Schritte zurück und fuhr mit lauter und drohender Stimme fort:

„Vor sieben Jahren hatte ich Dir versprochen: daß ich wiederkehren würde, Louis da Suza. Hier bin ich — Alfons ist todt, denn für einen König ist die Entthronung der Tod. Aber Du hast kaum erst gesagt, daß Alfons einen Bruder hat. Es lebe also das Haus Braganza und Gott erhalte unsern König Dom Pedro!"

Castelmelhor stand wie versteinert da. Er hatte seines Bruders Stimme erkannt. Als er nach wenigen Minuten seine Besinnung wieder erlangt hatte und Vasconcellos ergreifen wollte, war dieser bereits verschwunden.

12. Nummer Dreizehn.

Der Mönch war stets sehr gut über das belehrt, was in der Stadt vorging, wie wir bereits gesehen haben. Kaum war Alfons auf dem Schiffe, als auch der Mönch es erfuhr. Dieser letztere Umstand wird indeß nur in geringem Grade diejenigen von unsern Lesern überraschen, welche es vermocht haben, den geheimnißvollen Schleier zu durchschauen, in welchen sich der Mönch hüllte.

Während Castelmelhor, bekümmert und gebrochen durch die Aufregungen des Tages, allein in seinen Palast zurückkehrte, sandte der Mönch seine Boten in alle Viertel der Stadt und ließ das Volk zu Tages-Anbruch auf den Platz vor dem Palast Xabregas berufen.

Noch lange vor Tages-Anbruch zogen indeß zwei zahlreiche und wohlbewaffnete Haufen aus der Kaserne der Ritter vom Firmament ab. Der eine Haufen wurde von Antonio Conti befehligt, der andere von dem schönen Ascanio, der sich nur ungern den Armen seiner neuen und reizenden Gattinn entwunden hatte.

Conti begab sich mit seiner Truppe nach dem Palast Xabregas. Der Paduaner schlug einen andern Weg ein.

Alles schlief noch in dem Palaste Xabregas, und Conti langte vor demselben mit den Rittern vom Firmamente an, ohne daß irgend etwas darauf deutete, daß man dieselben bemerkt habe.

„Dieses Mal," sagte der ehemalige Günstling, „soll mir die Französinn nicht entgehen. — Pocht gegen das Thor, als wolltet Ihr den Klöpfel zerschlagen!"

Und das große Thor erzitterte sofort unter einer Sündfluth von Schlägen.

„Geöffnet! Im Namen des Königs!" schrie Conti.

Die aufgeschreckten Diener eilten zu dem Infant, um dessen Befehle zu empfangen.

„Verrammelt die Thore!" sagte die Königinn. „Vielleicht erhalten wir Hilfe."

Sie dachte an Vasconcellos.

Der Infant stand auf und waffnete sich. Bevor er die Königinn verließ, küßte er die Hand derselben und sagte:

„Senhora, es kommt mir nicht zu, im Voraus und ohne Beweise einen Mann anzuklagen, auf welchen Ihr Euer ganzes Vertrauen gesetzt zu haben scheint — einen Mann, der mir ein größeres Glück schenkte, als ich in diesem Leben gehofft hatte — aber —"

„Meint Ihr Vasconcellos?" fragte die Königinn, deren weiße Stirn von hoher Röthe übergossen wurde.

„Ich meine Vasconcellos, Senhora."

„Und Ihr zweifelt an ihm?"

„Als ich an den Altar trat, dachte ich mir, daß ein so

großes Glück aus der Hand eines Feindes eine Falle verdecken müsse."

„Ist denn Vasconcellos Euer Feind?"

„Vasconcellos liebt Euch, Senhora."

Die Königinn hielt mit Mühe einen verächtlichen und zornigen Ausruf zurück, der auf ihren Lippen schwebte.

„Senhor," sagte sie mit leiser Stimme, „man muß ein großes Herz haben, um sich Herren zu opfern, die Euch gleichen! Er liebte mich — und ich bin Eure Frau, — und Er war es, der meine Hand in die Eure legte! – Und Euer Herz birgt keinen Dank, sondern nur Haß und Argwohn!"

„Er ist Castelmelhor's Bruder!" sagte Dom Pedro mit finsterm Blick

„Ha! Senhor! Senhor!" rief die Königinn im Tone des Abscheues und der Verachtung aus, „Ihr seid der Bruder des Dom Alfonso!"

Dom Pedro erbleichte und ging sogleich.

„Argwöhnisches Kind!" sagte Isabella, indem sie mit gereiztem Blicke dem Gehenden folgte; „alles Edle und Königliche, das in dem Blute des Hauses Braganza lag, schlummert in dem Grabe Joao's IV."

Dann ward sie von einer Art Gewissenspein ergriffen, knieete auf den Bettschemel nieder, welcher zu Füßen ihres Bettes stand und sagte:

„Ich werde ihn vergessen, mein Gott! ich werde versuchen, ihn zu vergessen!"

Der Infant war die Treppen des Palastes hinabgestiegen. In dem Augenblick, in welchem er in die Vorhalle trat, griffen die Ritter vom Firmament das Thor mit Brechstangen an.

Er öffnete ein Fensterchen und sah, daß die Menge der Angreifenden jeden Widerstand unnütz mache

„Wer wagt die Flagge des Königs von Frankreich auf solche Weise zu verletzen?" fragte er durch das Fenster.

„Keine Flagge vermag die zu schützen, welche eines Majestäts-Verbrechens angeklagt sind!" antwortete man von draußen. „Ich, Antonio Conti von Vintimiglia, befehle Euch im Namen des Königs, sofort das Thor zu öffnen!'

„Oeffnet das Thor!" sagte der Infant.

Conti trat sofort ein, begleitet von seiner ganzen Truppe. Der Infant zog seinen Degen und schien sich vertheidigen zu wollen.

„Zeigt mir den Befehl den Königs!" sagte er.

Conti überreichte ihm ein entfaltetes Pergament, welches der Infant mit einem flüchtigen Blick durchlief. Nachdem er gelesen hatte, warf er seinen Degen hin, welchen ein Ritter vom Firmament aufnahm

„Verräther haben Seine Majestät, meinen Bruder, getäuscht," sagte er, „allein es kommt mir nicht zu, über seinen Willen zu rechten. — Ich folge Euch, Senhor Die Königinn wird Euch ebenfalls folgen. Erlaubt, daß ich gehe, um sie vorzubereiten."

Isabella vernahm mit einer gewissen Gleichgiltigkeit das Unglück, welches sie betroffen hatte. Sie wollte nicht, daß man die Fräulein von Saulnes erwecke.

„Wozu die armen Mädchen durch den Anblick eines Gefängnisses betrüben?" fragte sie. „Ihr Trost würde überflüssig sein, denn ich bin gefaßt."

Man ließ die Königinn und den Infant in die eigene

Kutsche des Letztern steigen. Auf solche Weise brachte man sie in das Limoeiro, wo sie in das sogegnannte königliche Zimmer verschlossen wurden.

Die Königinn setzte sich, und der Infant warf sich vor ihr auf die Kniee. Er bereute das Benehmen, welches er kaum erst gezeigt hatte; er befürchtete, daß er Isabella beleidigt haben möchte und erflehte in den leidenschaftlichsten Ausdrücken deren Verzeihung. Die Königinn zwang sich zu einem Lächeln.

„Ich bin nicht böse auf Euch, Senhor," antwortete sie. „Ich weiß, daß Ihr mich liebt und bin dankbar dafür."

„Und Ihr liebt mich nicht, Isabella?" fragte der Infant.

Die Antwort erstarb auf den Lippen der Königinn.

„Nein," nahm Dom Pedro wieder das Wort, „nein, Ihr könnt mich nicht lieben."

Und mit Heftigkeit fuhr er fort:

„O! wie hasse ich jenen Mann!"

Während dieses vorging, machte der schöne Cavalier von Padua ebenfalls einen Fang. Indem er buchstäblich den erhaltenen Befehl ausführte, ließ er die Thür des Ober-Klosters der Benedictiner einrennen und zwang den ersten Bruder, welchen er antraf, ihm die Zelle des Mönches zu zeigen.

Der Bruder wollte anfangs widerstehen, aber Ascanio strich seinen Schnauzbart auf eine so furchtbare Weise, daß jener sich entsetzt verneigte und gehorchte.

Der Mönch schlief. Ascanio verwandte zum Oeffnen der Thür das schon erwähnte Mittel. Ein Dutzend an rechter Stelle angebrachte Axthiebe machte die Anwendung eines Schlüs-

sels überflüssig. So kurz auch dieses Verfahren war, so lieh es dem Mönche dennoch Zeit, aus dem Bette zu springen und seine Toilette zu machen. Er legte seinen Bart an und warf die Kapuze über. Er hatte sogar Zeit, seinen Dolch und seine gut gefüllte Börse beizustecken.

„Hochwürdiger Vater," sagte Ascanio beim Eintreten, „es thut mir endlos wehe, Euch zu so früher Stunde stören zu müssen. Genehmigt, ich bitte Euch, meine Entschuldigungen."

„Was giebt es?" fragte der Mönch kalt.

„Viel Neues," antwortete Macarone, indem er zur Seite trat und dadurch etwa dreißig Ritter vom Firmament sichtbar machte, welche auf dem Corridor standen. „Da sind zunächst diese wackern Männer, welche sich in demselben Grade, wie ich selbst, geschmeichelt fühlen, daß sie Euer Hochwürden ihre Achtung bezeugen dürfen, und dann ist hier ein Briefchen, von Seiner Excellenz dem Herrn Graf Castelmelhor unterzeichnet, welches Euch einladet, einen kleinen nächtlichen Spaziergang mit mir zu machen."

Während er diese Worte sagte, näherte er dem Antlitz des Mönches eine Schrift.

„Hochwürdiger Vater," sagte er dabei, „diese gewaltige Kapuze hindert Euch am Sehen, und dennoch müßt Ihr lesen —"

Und mit einer raschen Bewegung warf er die Kapuze des Mönches zurück.

„Elender!" donnerte dieser, während Blitze aus seinen Augen sprüheten.

Macarone stand bestürzt da.

„Corpo di Baccho!" rief er aus; „ich kenne dieses Gesicht nicht!" — Und dennoch ist mir — ja, das sind seine Augen! —

Aber ein solcher Bart kann nur an dem Kinn eines Kapuziners wachsen. — Sollte Euer Hochwürden wirklich nur ein Mönch sein?"

Er erhob das Licht, welches er in der Hand hielt und warf einen letzten Blick auf das Antlitz seines Gefangenen.

„Esel, der ich bin! — Ich selbst kann das nämlich sagen, würde aber keinem Andern erlauben, und wäre er der Papst, es zu wiederholen! — Der Bart ist weiß, und die Haare sind schwarz."

„Macht ein Ende!" gebot der Mönch.

„Ich bin Euer Hochwürden ergebenster Diener und möchte um keinen Preis Dero Befehle mißachten! – Vorwärts, Kinder!"

Der Mönch hüllte sich in seine Kutte und folgte den Rittern vom Firmament, ohne noch ein Wort zu sagen Macarone ging an der Spitze seiner Leute, indem er ein munteres Liedchen summte, das er bisweilen unterbrach, um zu murmeln:

„Der Bart ist weiß! Ich bin überzeugt, daß hinter demselben ein Kinn steckt, welches ich kenne. Ich werde mir erlauben, die Sache aufzuklären "

Was den Mönch betraf, so ging er mit festen Schritten und hatte keineswegs den unruhigen Gang des Gefangenen, welcher auf eine Gelegenheit zur Flucht späht. In der That dachte er nicht an eine solche. Er wußte, daß man ihn nach dem Limoeiro führe und rechnete auf die zahlreichen Bekanntschaften, die er dort hatte

Unglücklicher Weise rechnete er falsch. Die Instructionen des Paduaners sahen diesen Fall voraus, und er befolgte dieselben buchstäblich.

In dem Augenblick, als er vor der Thür des Gefängnisses

angelangt war, ließ er seine Truppe Halt machen und warf den Mantel eines Ritters vom Firmament über die Schultern des Mönches Dieser wollte sich wehren, aber zwanzig kräftige Arme ergriffen ihn und hüllten ihn in den Mantel, wie man ein neugebornes Kind in seine Windeln hüllt. Nachdem dieses geschehen war, nahmen ihn vier Männer auf ihre Schultern.

„Wenn der hochwürdige Vater einen Laut von sich giebt," sagte Macarone in einem freundlichen Tone, „so stoßt Ihr Alle Eure Degen durch das Bündel, und er wird gewiß still werden."

Erst jetzt wurde der Mönch von schrecklicher Herzensangst ergriffen. Er sah sich verloren, ohne Rettung verloren. Er errieth, daß sein Kerker binnen wenig Stunden auch sein Grab sein werde. Seine kräftige Natur beugte sich für einen Augenblick, erstarkte aber bald wieder. Sein Muth stählte sich; sein Geist arbeitete.

Als die Ritter vom Firmament ihn in einem feuchten und dunkeln Kerker niederlegten, war seine gewöhnliche Kaltblütigkeit schon wiedergekehrt. Er befreite sich aus dem Mantel und setzte sich auf die für die Gefangenen bestimmte Bank.

Macarone befahl seinen Leuten, sich in den Corridor zurückzuziehen und blieb mit dem Mönche allein. Er hielt eine Fackel in seiner Hand.

„Nun," sagte er, „will ich Euer Hochwürden eine gute Nacht wünschen. Aber zuvor mag es mir erlaubt sein, diesen ehrwürdigen Bart zu berühren, welcher bald der eines Heiligen im Himmel sein wird."

Er griff schnell nach dem Barte des Mönches, aber dieser

stieß ihn mit einer solchen Kraft von sich, daß Macarone aus der Zelle und bis an die entgegen gesetzte Wand der Galerie torkelte. Der Mönch folgte ihm, als hätte er ihm noch einen Schlag versetzen wollen, ging aber nur bis an die Schwelle des Kerkers und begnügte sich, einen flüchtigen Blick über die äußere Seite der Gefängnißthür zu werfen.

„Nummer Dreizehn!" murmelte er.

Er kehrte ruhig zurück und grub mit der Spitze seines Dolches eine „13" auf den breiten Stein eines Ringes, welchen er an seinem Finger trug.

„Ich will geköpft werden," rief Macarone aus, „da ein Edelmann, wie ich, nicht gehängt werden kann, wenn mir noch ein Mal einfallen sollte, Euch den Bart zu streicheln, Senhor Mönch! **Ventre saint gris!** wie der liebe Herzog von Beaufort sagte, Ihr seid für einen Diener des Gottes des Friedens sehr heftig. — Ich wollte nur Euer Antlitz schauen — allein das war eine Narrheit, da in einer Stunde —"

Macarone unterbrach sich und lächelte. Er hatte eine Rache gefunden, wie sie ihm zusagte.

„Ich vergaß, Euer Hochwürden eine anziehende Neuigkeit mitzutheilen," fuhr er dann fort und ordnete seine von der Hand des Mönches zerknitterten Busenkrausen. „In einer Stunde, vielleicht noch früher, werdet Ihr die Märtyrkrone empfangen, hochwürdiger Vater."

Der Mönch anwortete nicht.

„Ihr mögt demnach Euere letzten Paternoster beten, Senhor Mönch," fuhr der Paduaner nochmals fort, „und wenn Ihr dort oben einem von meinen glorreichen Vorfahren begegnen solltet, so grüßt ihn von meiner Seit."

Er ging und drehete den Schlüssel in dem schweren Schlosse um.

„Bleibt!“ sagte der Mönch.

„Nicht möglich, Hochwürden, ich habe Eile.“

„Bleibt, sage ich Euch!‘ wiederholte der Mönch und schüttelte die schwere Börse, mit welcher er sich versehen hatte.

Der Klang des Goldes brachte die gewöhnliche Wirkung auf Ascanio hervor. Seine Augen blitzten, sein Lächeln verklärte sein ganzes Gesicht, und von unwiderstehlicher Gewalt gezogen, trat er von Neuem in das Gefängniß.

„Beeilen wir uns, Senhor Mönch,“ sagte er. „Die Liebe ruft mich von hier; Ihr wißt nicht, was Liebe ist!“ schloß er dann in schmachtendem Tone.

„Ich weiß,“ antwortete der Mönch, „daß Senhor Ascanio einer wohlgefüllten Börse nicht widerstehen kann“

„Ich bin in diesem Punkte ein echtes Naturkind“

„Es beliebt mir, Euch zu meinem Erben zu machen,“ versetzte der Mönch.

„Ein Beweis, daß Euer Hochwürden die Menschen richtig zu beurtheilen wissen.“

„Ihr seid ein wackerer Soldat, Macarone —“

Der Angeredete verneigte sich.

„Ihr habt ein biederes und fühlendes Herz —“

Macarone verneigte sich abermals.

„Ich bin überzeugt, daß Ihr buchstäblich den letzten Willen eines Sterbenden erfüllen werdet.“

Macarone nahm bei diesen letzten Worten eine theatralisch feierliche Haltung an.

„Der letzte Wille eines Sterbenden,“ sagte er, „ist mir

heilig; ich werde ihn erfüllen und sollte ich dabei ein Glied verlieren!"

„Ihr werdet dabei nichts verlieren, sondern nur hundert Guineen mit dem Bilde des Königs Karl gewinnen, die sich in dieser Börse befinden. — Hört mich an: Ich habe in Lissabon einen Freund — einen Verwandten, den ich seit langer Zeit nicht gesehen habe, dem ich jedoch ein Andenken hinterlassen möchte."

„Er heißt?"

„Baltazar."

„Dieser Mönch muß von geringer Herkunft sein," dachte Macarone. Dann fuhr er laut fort: „Ich kenne diesen Baltazar; er ist mein Kammerdiener gewesen."

„Er ist groß?"

„Ungeheuer groß! — Soll ich ihm zwei Guineen geben?"

„Nur diesen Ring, welcher nicht eine Pistole werth ist."

Der Paduaner nahm den Ring und wägte ihn in der Hand.

„Es ist wahr," sagte er; „er ist noch nicht eine Pistole werth. — Baltazar soll ihn erhalten, sobald ich ihn zu sehen bekomme."

„Nein, Senhor Macarone," antwortete der Mönch hastig. „Dieser Ring darf nicht lange in den Händen eines Fremden bleiben. Ihr müßt ihn sofort überbringen."

„Dieser Ring ist also von großer Wichtigkeit?" fragte Macarone mit argwöhnischem Blick.

„Ich werde zufrieden sterben, wenn ich ihn in Baltazars Händen weiß."

„Genug, Senhor Mönch!" declamirte der Paduaner und

erhob seine Augen gen Himmel. „Der Wille eines Sterbenden ist mir heilig!"

Er reckte die Hand aus und nahm die Börse.

„Auf Wiedersehen oder vielmehr — Gott befohlen!" sagte er und schloß die Thür des Kerkers.

---

13. Der Limoeiro.

Castelmelhor schlief in dieser Nacht nicht. Während seine Agenten die im vorigen Kapitel berichteten Verhaftungen vornahmen, erwartete er das Resultat derselben mit Unruhe und Ungeduld.

Mehr als ein Mal beunruhigte ihn die Erinnerung an Alfons; mehr als ein Mal sah er, wenn die Ermattung für eine Minute seine Augen schloß, die biederben Züge seines Vaters Joao da Suza. Aber die Zeiten waren vorüber, in denen eine solche Erscheinung ein Fieber bei ihm erregte. Das Stärkste war vollbracht. Er hatte den Abscheu überwunden, welchen ein ehrloser Kampf gegen einen Wehrlosen, der noch dazu sein Wohlthäter und sein König war, bei ihm erregte. Alles Uebrige mußte leichter von Statten gehen.

Bei der Rückkehr der Ritter vom Firmament erfuhr er, daß beide denselben übertragene Unternehmungen gelungen wären. Die Königin, der Infant und der Mönch waren in seiner Gewalt.

Jetzt blieb Vasconcellos noch übrig; aber was vermochte Vasconcellos?

Sicher, daß der Erfolg nicht mehr fehlen könne, ließ Castelmelhor den Hof der Vierundzwanzig und die Würdenträger berufen, welche in dringenden Fällen die Stelle der versammelten Stände vertraten. Der Palast von Xabregas war frei. Er bestimmte den gewöhnlichen Berathungssaal für die Versammlung.

Dann befahl er, daß seine Kutsche angespannt werde.

„Senhor," sagte Conti in dem Augenblick, in welchem er abfahren wollte, „der Mönch ist gefangen, aber man hat schon Gefangene entfliehen und schrecklicher wieder erscheinen gesehen."

„Das ist wahr," antwortete Castelmelhor.

„Die Todten verlassen dagegen ihr Grab nie wieder," bemerkte Conti.

„Thue, was Du willst," sagte Castelmelhor, stieg in seine Kutsche und fuhr sogleich im Galopp davon.

Der Graf begab sich nach dem Limoeiro.

Das Königszimmer, in welchem sich in diesem Augenblick der Infant und die Königin befanden, lag im Mittelpunkte des Gefängnisses. Es war von fünfeckiger Gestalt und nahm fünf Sechstheile von dem ersten Stock eines kleinen Thurmes ein. Das letzte Sechstheil, welches von dem Königszimmer durch eine Mauer getrennt war, bildete einen ungesunden Kerker, der fast gänzlich des Lichtes und der Luft beraubt war. Es war das Nummer Dreizehn, welche dem Mönche als Gefängniß diente.

Dieser war in eine Art von Verzweiflung gerathen, sobald er sich allein sah. Er betastete die Mauern, rüttelte an der

Thür und zerriß sich die Hände, indem er den festen Eisenstab zu zerbrechen suchte, welcher das Lichtloch seines Kerkers theilte.

Andere Male machte er ein Sprachrohr aus seinen abgerundeten Händen und rief die Kerkermeister und Schließer bei Namen. Er kannte diese Leute und sie waren ihm ergeben; auf einen Wink seiner Hand hätten sie alle Thüren des Limoeiro offen gelassen; aber die Schließer und Kerkermeister hörten nicht auf seine Stimme. Sein Kerker war fern von jedem Durchgange.

Die einzigen Personen, welche sein Geschrei hörten, waren die Gäste des Königszimmers:

Die Königin und der Infant sagten zu einander:

„Neben an muß ein wüthender Narr sein!"

Die ersten Strahlen der Sonne, welche durch das Lichtloch drangen, vermehrten die Marter des Mönches. Auf diese Stunde hatte er das Volk berufen. Das Volk erwartete ihn auf dem Platze vor dem Palast Xabregas. Ohne Zweifel riefen und verlangten in diesem Augenblick tausend Stimmen nach ihm.

Und er antwortete nicht.

Er blickte dem Tode in das Angesicht.

Wie gewöhnlich, so erfolgte auch hier Erschlaffung auf das Fieber. Gebrochen sank er auf seinen Schemel zurück und rührte sich nicht mehr.

In diesem Augenblick der Regungslosigkeit und des Schweigens vernahm er Stimmengeräusch in dem benachbarten Kerker. Er sah sich um. Ein Lichtstrahl, welcher durch eine Mauerspalte fiel, traf seinen Blick.

Er ging zu jener Spalte, welche sich in der von der Thür

fernsten Ecke seines Kerkers befand, und legte sein Auge an die Oeffnung. Er vermochte nichts zu sehen; der Spalt war voll Staub und Bröckeln. Während er denselben mit der Spitze seines Dolches erweiterte und reinigte, setzten die Stimmen ihre Unterhaltung fort.

„Er allein kannte unsere Vereinigung," sagte der Prinz; „er allein konnte uns verrathen."

„Und wenn das ganze Weltall ihn anklagte," antwortete die Königin in einem festen Tone, „so würde ich mich erheben, um das Weltall Lügen zu strafen, und würde sagen: „Nein, Vasconcellos ist kein Verräther!"

„Isabella!" sagte der Mönch und drückte seine Hände kräftig gegen einander.

Er wollte sich eben durch die Oeffnung hörbar machen und dem Infant zurufen, daß er einen Kerkermeister herbeirufen möchte, als sich die Thür des Königszimmers öffnete. Der Mönch sah durch das vergrößerte Loch Castelmelhor eintreten. Er verdoppelte seine Aufmerksamkeit.

Der Graf schritt langsam und mit stolz erhobenem Haupte durch das Zimmer. Aber dieser anscheinende Hochmuth war eine Maske, hinter welcher sich seine Scham und geheime Zerknirschung barg

Bei seiner Annäherung wandte der Infant sein Antlitz ab. Isabella blieb dagegen ruhig stehen und blickte den Grafen fest an. Dieser begrüßte sie und sagte:

„Senhora, ich weiß wohl, daß meine Gegenwart Euch unangenehm sein muß; allein Ihr mögt immerhin diese verächtlichen Blicke ersparen, denn für uns Beide sind die Zeiten gegenseitiger Verachtung vergangen. Ich stehe zu hoch, Senhora,

als daß die Verachtung mich erreichen könnte; ich bin zu stark, als daß ich fortan nöthig haben sollte, die Achtung zu verbergen, welche Euer edler Charakter mir einflößt."

Er verneigte sich abermals mit ernster Miene.

„Hoheit," fuhr er dann fort, indem er sich an den Infant wandte, „Ihr habt Euch der Majestäts-Beleidigung schuldig gemacht. Euer Leben wird nicht, wie dasjenige der Frau Königin, durch die Furcht beschützt, welche ein mächtiger und stets siegreicher König einflößt."

„Die Stände des Königreichs werden mich richten," antwortete der Infant. „Verurtheilen sie mich, so werde ich ohne Murren zur Richtstätte gehen. Dagegen vermag ich den Anblick eines Elenden, wie Du bist, Castelmelhor, nicht zu ertragen."

Der Graf blieb kalt und ruhig.

„Wenn ich nun käme, Euch die Freiheit anzubieten?" fragte er.

„So würde Dom Pedro dieselbe ablehnen," antwortete die Königin hastig.

„Dom Pedro würde sie annehmen," sagte Castelmelhor kalt, „denn er ist jung; eine lange Zukunft rollt sich vor ihm auf, und der Tod ist traurig, wenn er uns im zwei und zwanzigsten Jahre ruhmlos — in der Finsterniß eines Kerkers überrascht."

Der Mönch erbebte bei dieser Drohung, denn er wußte, daß Castelmelhor fähig sei, dieselbe zu verwirklichen.

Was dagegen den Prinzen betraf, so lächelte er auf verächtliche und ungläubige Weise.

„Wer könnte es wagen, den Bruder des Königs zu ermorden?“ fragte er.

Castelmelhor wartete einige Secunden mit der Antwort. Dann richtete er sich empor, bedeckte sein Haupt und sagte mit kräftiger und entschiedener Stimme:

„Ich meines Theils kann hier fragen: Wer wagt es, sich einen Bruder des Königs zu nennen? Es gibt keinen König mehr, Dom Pedro von Braganza.“

Der Infant und die Königin richteten erstaunte Blicke auf ihn.

„Oder vielmehr: Portugal hat seinen Herrn gewechselt, und nur Don Simon da Vasconcellos y Suza hat das Recht, sich einen Bruder des Königs zu nennen.“

„Vasconcellos!“ wiederholte die Königin.

„Ich wußte wohl, daß sie mit einander einig wären,“ rief Dom Pedro mit einer gewissen Freude aus. „Ich wußte wohl, daß sie hinsichtlich der Herzen einander eben so wohl glichen, wie hinsichtlich der Gesichter. Beide sind Verräther, Beide Lügner!“

„Nein, nein, das ist unmöglich!“ sagte Isabella.

Der Mönch versuchte die gewaltigen Steine zu erschüttern, die ihn von dem Königszimmer trennten, denn Wuth hatte ihn ergriffen.

„Vasconcellos konnte nichts anders thun, als seinem Bruder dienen,“ fuhr der boshafte Castelmelhor fort.

„Du lügst!“ röchelte der Mönch.

Die Königin senkte schweigend ihr Haupt.

Als der Mönch diese Muthlosigkeit der Königin erblickte,

schien auch er den Muth zu verlieren und sank rückwärts nieder.

„Genug von Dom Simon, der ein würdiger Bruder ist,“ fuhr abermals Dom Luis fort; „ich bin nicht hierher gekommen, ihm Lobreden zu halten — Ihr wißt jetzt, Dom Pedro von Braganza, daß Ihr nichts mehr im Staate seid. Eure Würde, ein Widerschein der brüderlichen Macht, erlischt mit dieser Macht. Ich bin König.“

Der Infant suchte seinen Degen, der ihm abgenommen war.

„Euer Degen würde Euch wenig helfen,“ fuhr Castelmelhor lächelnd fort. „Auch war es Alfonso's letzte Regierungs-Handlung, Euch denselben zu nehmen. Die schwache Hand Eures Bruders hat Euer Todes-Urtheil unterzeichnet, aber sie würde Euch nicht beschützen können. Euer Leben gehört mir. Je nachdem es mir beliebt, werdet Ihr in einer Stunde ein freier Mann oder der Leichnam eines Gefangenen sein. — Könnt Ihr Euerm Gemahl keinen guten Rath geben, Senhora?“

Die Königin schien bei diesen Worten plötzlich zu erwachen. Sie ließ ihren Blick von Castelmelhor auf den Infant schweifen.

„Leider, Senhor,“ sagte sie, „spricht dieser Mann die Wahrheit. Ihr seid in seiner Gewalt.“

„Ich werde zu sterben verstehen!“ antwortete der Infant mit fester Stimme.

„Nein! sprecht nicht also!“ rief die Königin aus. „Ich hatte mein ganzes Vertrauen auf den gesetzt, welcher mich verrathen hat. Ich glaubte — Um meinetwillen würdet Ihr ster-

ben, Senhor, um meinetwillen, die ich Euere Frau bin und mit all' meinem Blute Eure Rettung erkaufen würde."

Der Infant betrachtete Isabella mit leidenschaftlicher Freude, während sie jene Worte zu ihm sagte. Thränen des Glücks benetzten seine Augen. Er vergaß Castelmelhor und die Welt, um die Stimme zu hören, welche bis dahin strenge und kalt für ihn erklungen war, jetzt aber endlich einige Worte ausgesprochen hatte, die Worten der Liebe glichen.

„Dank! — Dank!" sagte er; „aber weint nicht mehr, Senhora, denn ich würde die Kraft verlieren, zu sterben."

Die Königin war von einer außerordentlichen Aufregung ergriffen. Sie warf sich ihre Liebe zu Vasconcellos jetzt als ein Verbrechen vor. Sie wollte ihn für schuldbedeckt halten und konnte es nicht. Ihr Herz strafte alle Beweise Lügen. Es empörte sich gegen den Augenschein und zeigte ihr Vasconcellos' edles und stolzes Antlitz, wie es gegen alle lügenhaften Anklagen protestire.

Was den Infant betraf, so hätte sie ihm ihr Leben opfern mögen, um ihn damit für die Liebe zu entschädigen, welche man einem Gatten schuldet. Castelmelhor stand vor ihr, Castelmelhor, der sie so oft beleidigt hatte; sie wollte sich vor ihm demüthigen.

„Senhor," bat sie, „ich erflehe Mitleid von Euch!"

„Ich bin in friedlicher Absicht hier eingetreten," antwortete der Graf, „und die Beleidigungen Dom Pedro's haben nicht vermocht, meine Entschlüsse zu ändern. Er mag dieses Pergament unterzeichnen, und die Pforten des Limoeiro werden sich vor ihm öffnen."

Castelmelhor reichte der Königin ein mit dem Staats-Siegel unterzeichnetes Pergament.

„Eine Verzichtleistung auf den Thron!" sagte sie, nachdem sie die Urkunde flüchtig gelesen hatte.

„Nimmer!" rief der Infant kräftig aus. „Lieber tausend Mal den Tod!"

Der Mönch lag noch immer auf dem feuchten Boden seines Kerkers. Das Leben schien in ihm erloschen. Bei seinem Falle war das Leben in ihm erloschen. Der schmale und bleiche Lichtstrahl, welcher durch die Spalte genau auf sein Antlitz fiel, zeigte die tiefen Spuren, welche sein Seelenschmerz hinterlassen hatte.

Ein Schlüssel wurde langsam in dem Schlosse seines Kerkers gedreht und die Thür öffnete sich dann geräuschlos. Ein Mann trat ein und warf einen schnellen Blick um sich. Sein Antlitz war mit einer Maske bedeckt. Er hielt in der rechten Hand einen Degen, und seine Linke umfaßte den Griff eines langen Dolches.

Er sah anfangs nichts, als sich aber sein Blick an das Dunkel gewöhnt hatte, bemerkte er den Mönch, welcher in einer Ecke lag, und schritt vorsichtig auf ihn zu. Er kniete zu seiner Seite nieder, neigte sich über sein Antlitz und betrachtete dasselbe eine Secunde, ohne einen Laut von sich zu geben. Dann zog er den weißen Bart ab und erblickte ein glattes Kinn und eine Oberlippe, die mit einem feinen schwarzen Schnauzbart geschmückt war. Aus den Augen des Fremden leuchtete der Ausdruck des Hasses.

„Er ist es," sagte er; „ich hatte es errathen! Ha! so erkennt man selbst nach sieben Jahren die Hand wieder, welche Einen ins Angesicht geschlagen hat. — Nach sieben Jahren! nach sieben Jahren eines durch ihn veranlaßten Exiles!"

Ein dumpfes Grollen ließ sich unter seiner Maske hören, und er fuhr dann fort:

„Ich glaube daß ich mich rächen werde!"

Plötzlich wich sein Lächeln einer Besorgniß.

„Wenn er schon todt wäre!" sagte er.

Er legte seinen Degen hin und befühlte die Brust des Mönches.

„Sein Herz schlägt — er hat noch genug Leben, um ihn zu tödten."

Der Maskirte hob seinen Degen wieder auf, allein bevor er denselben anwandte, entdeckte er noch den Lichtstrahl, welcher aus dem Königszimmer einfiel und legte sein neugieriges Auge an die Oeffnung. Er sah Castelmelhor, den Infant und die Königinn.

„Ho ho!" sagte er, „mein mächtiger Patron spielt da seine Rolle, wie es sein muß. — Er ahnt nicht, was drei Schritte von ihm vorgeht. — Beenden wir unser Werk."

Er kehrte zu dem Mönche zurück und setzte die Spitze seines Degens auf die Brust desselben. Die Kälte der Waffe bewirkte, daß der Mönch seine Augen öffnete. Aber er schloß sie gleich wieder, weil er ein häßliches Traumbild zu sehen glaubte.

Der Maskirte lachte.

„Er glaubt zu träumen," murmelte er. „Es wird das sein letzter Alpdruck sein"

Während er diese Worte sagte, legte er beide Hände an den

Griff der Waffe, um sie mit desto größerer Sicherheit niederdrücken zu können.

Er war so versunken in diese Beschäftigung, daß er ein leichtes Geräusch, welches hinter ihm entstand, nicht bemerkte. Die Thür des Kerkers war offen geblieben. Baltazars offenes und breites Gesicht erschien auf der Schwelle.

„Nummer Dreizehn!" sagte er leise vor sich hin.

Und er ließ den Lichtstrahl einer Blendlaterne, welche er in der Hand hielt, in das Innere des Kerkers fallen.

14. Der Mönch.

Der Mönch that sehr Unrecht, wenn er nicht auf die Treue des Ascanio Macarone zählte. Gerade eines solchen Boten hatte er bedurft.

Ein Portugiese würde sich in der That damit begnügt haben, den Ring gewissenhaft zu übergeben, ohne ein Wort zu sagen; aber der schöne Cavalier von Padua besaß außer andern glänzenden Eigenschaften auch eine ungemeine Geschwätzigkeit.

Er erwartete nicht erst Baltazars Fragen, um ihm zu erzählen, daß er den Mönch gefangen genommen habe, was jedoch, wie er sorgsam bemerkte, ein Staats-Geheimniß sei; daß der Mönch ihn zu seinem Erben gemacht habe ꝛc. ꝛc.

Außerordentlich wurde er überrascht und betrübt, als Baltazar mitten in der Erzählung ihn auf die Seite schob, mit der Schnelligkeit eines Pfeiles davon eilte und dabei die sonderbaren Worte murmelte:

„Nummer Dreizehn!“

„Der arme Teufel hat den Verstand verloren,“ dachte der Paduaner.

Und er kehrte ruhig nach seiner Wohnung zurück, wo die himmlische Arabella ihn schnarchend erwartete.

Baltazar hatte dagegen schnell das Gefängniß erreicht. Er sprach den Namen des Mönches aus, und alle Riegel fielen vor ihm, aber seine Fragen blieben auch ohne Antwort. Kein Schließer hatte den hochwürdigen Vater gesehen.

Nun ließ sich Baltazar die Nummer dreizehn zeigen Der Kerkermeister gab ihm eine Laterne und zeigte ihm den Weg, bemerkte aber, daß dieser Kerker seit Menschen-Gedenken nicht benutzt sei.

Es war Zeit, daß Baltazar kam Der Schein seiner Laterne fiel auf die schreckliche Gruppe, welche wir in dem vorigen Kapitel beschrieben haben.

Mit einem Sprunge war Baltazar neben dem Maskirten und schlang seine langen Arme um ihn, welche die elastische Härte des Stahles hatten.

Der Maskirte stieß einen Schrei aus, aber nur einen einzigen. Dann hörte man ein Knacken, als wenn Knochen zerbrochen würden. Hierauf ließ Baltazar seine Beute los, und ein Leichnam fiel schwer auf den Boden.

Der brave Riese athmete tief auf. In Folge eines sehr natürlichen Gefühls wollte er sehen, wer das Reptil sei, das er zertreten hatte. Er riß denselben die Maske ab.

Das Antlitz, welches er erblickte, war schrecklich durch den Tod verzerrt. Dennoch erkannte er es und stieß den Leichnam verächtlich mit dem Fuße von sich.

„Antonio Conti!" sagte er. „Da habe ich dem Nachrichter ins Handwerk gegriffen."

Während Solches in Nummer Dreizehn vorging, eilte die Scene in dem Königszimmer ihrer Entwicklung entgegen. Der Infant verweigerte noch immer die Unterschrift, und selbst Isabella unterstützte diese Weigerung.

„Wer sagt uns auch, daß Ihr uns nicht täuscht?" fragte plötzlich der Prinz, indem er sich an seine letzte Hoffnung klammerte „Alfons war gestern noch König: habt Ihr ihn denn ermordet?"

„Nein," antwortete Castelmelhor und zog ein zweites Pergament aus seiner Tasche.

„So ist er noch König."

„Nein," sagte Castelmelhor abermals.

Er entfaltete das Pergament und zeigte es dem Prinzen aus der Ferne.

„Alfons hat gethan, was Ihr nicht thun wollt," sagte er dabei „Hier ist seine Abdankungs-Urkunde."

„Schmach ihm!" versetzte Dom Pedro in verächtlichem Tone.

Die Königinn senkte die Augen.

„Nun, Senhor," sagte Castelmelhor in verändertem Tone, „habe ich Euch Alles gesagt. Auf dieser Urkunde ist die Stelle leer gelassen, auf welche Alfonso's Nachfolger eingeschrieben wird. Die Vierundzwanzig und die Würdenträger erwarten mich; sie stehen auf meiner Seite. — Ihr aber habt selbst die Alternative aufgestellt: entsagt oder sterbt!"

Dom Pedro sah sich in seinem Gefängnisse verzweifelnd um, wie es Unglückliche zu thun pflegen, die von einer unvermeidlichen Gefahr gedrängt werden.

„Wir müssen ein Ende machen," sagte Castelmelhor mit Härte. „Wählt!"

Und da der Infant noch zauderte, so fuhr er mit einem unerbittlichen Lächeln fort:

„Soll ich Euch überzeugen, daß Ihr in meiner Gewalt seid? Leute, die mir ihre Seele verkauft haben, erwarten meine Befehle hinter dieser Thür. — Seht!"

Er öffnete die Thür mit einer schnellen Bewegung und wiederholte sein pathetisches:

„Seht!"

Der Infant und die Königinn richteten einen schwermüthigen Blick nach der Thür. Aber ein unaussprechliches Staunen malte sich bald in ihren Zügen. Auch Castelmelhor blickte hin und ein gräßlicher Fluch entfuhr seinen Lippen.

Anstatt der Bewaffneten, welche er vor der Thür aufgestellt hatte, erblickte er den Mönch und hinter diesem die herkulische Gestalt des braven Baltazar.

„Ihr seid in meiner Gewalt, Herr Graf," sagte der Mönch, indem er langsam näher trat.

„Du!" rief Castelmelhor vor Wuth schäumend aus; „abermals Du!"

Er zog seinen Degen und that einen Schritt dem Mönche entgegen. Aber auf einen Wink von diesem drang Baltazar mit einem Dutzend Bewaffneter, welche von dem Kerkermeister Dom Pedro Mata Cerdo selbst angeführt wurden, in das Königszimmer. Castelmelhor beugte sein Haupt. Er fühlte, daß er verloren sei.

„Ich hatte es Euch gesagt, Luis da Suza," nahm der Mönch wieder das Wort, „daß Ihr ein Meuchelmörder werden würdet. — Mein Anblick erschreckt Euch, nicht wahr? Euere Maßregeln waren gut ergriffen, — und um diese Stunde hätte

ich bereits todt sein sollen. — Aber Gott beschützt das königliche Blut, Senhor Graf. Der Mensch, welchen Ihr abgesandt hattet, um mich zu tödten, ist jetzt selbst eine Leiche. Ihr seid gefangen und besiegt. In einer Stunde werdet Ihr durch die Fenster dieses Gefängnisses die Stimmen des Volkes hören, welches rufen wird: „Es lebe unser König Dom Pedro!"

Bei diesen Worten trat der Infant näher. Bisher hatten Ueberraschung und Freude ihn stumm gemacht.

„Senhor Mönch," sagte er, „die Krone gehört meinem Bruder Dom Alfons Ich habe keine Anrechte auf dieselbe."

Der Mönch entriß dem Grafen das Pergament, welches derselbe noch in der Hand hielt und nicht zu vertheidigen versuchte.

„Alfons hat dem Throne entsagt," versetzte er, „und Gott hat das zu Portugals Glück zugelassen. Ihr aber seid sein gesetzmäßiger Nachfolger, Hoheit; wolltet Ihr das verweigern, so würde man meinen müssen, Ihr wichet vor einer schwierigen Aufgabe zurück. Ihr werdet vielmehr annehmen, weil Euer Herz ein kräftiges ist."

Die Königinn hatte seit dem Beginn dieser Scene unruhige Blicke auf den Mönch gerichtet. Seine Stimme schien einen wundersamen Eindruck bei ihr hervorzubringen. Während der Infant in Folge der wahrhaften und biedern Anhänglichkeit an seinen unglücklichen Bruder noch zögerte, näherte sich Isabella dem Mönche und fragte mit leiser Stimme:

„Ist es denn wahr, Senhor, daß Vasconcellos ein Verräther ist?"

„In wenigen Minuten wird Euere Majestät keinen Zwei-

fel mehr in dieser Beziehung hegen," antwortete der Mönch mit ernster Stimme.

Dann wandte er sich gegen die Männer, welche Baltazar gefolgt waren, und sagte zu ihnen:

„Der Senhor Graf ist Staats-Gefangener. Ihr seid Ihren Majestäten mit Eurem Leben für ihn verantwortlich. — Sire, und Ihr, Senhora," fuhr er dann fort, „Eure Offiziere erwarten Euch draußen. Beliebt es Euch, sofort in Euern Palast zurückzukehren, so werde ich Sorge tragen, daß keine Gefahr Eure Königlichen Personen bedrohen könne."

Er verneigte sich und ging.

Obgleich matt in Folge der schrecklichen Nacht, welche er durchlebt hatte, ging er dennoch mit ungemeiner Schnelligkeit von dem Limoeiro nach dem Palaste von Xabregas. Auf dem Platze zwischen dem Palaste und dem Kloster der Mutter Gottes wogte eine gewaltige Menge und drängte sich unter betäubendem Lärm. Sie erwartete den Mönch, der so lange auf sich warten ließ.

Als er endlich erschien, da erbebte von allgemeinem Beifallrufen der Erdboden und erklirrten die Fensterscheiben der benachbarten Häuser.

„Der Mönch! der Mönch!" schrie man. „Platz für den Mönch, der uns Gerechtigkeit schaffen und von unsern Unterdrückern befreien wird!"

„Castelmelhor ist Gefangener," sagte der Mönch, indem er sich mit Mühe einen Weg durch das Gedränge bahnte; „Alfons hat Portugal verlassen, und Ihr werdet einen König erhalten."

„Ihr werdet unser König, hochwürdiger Vater, nicht wahr?" wurde von allen Seiten gerufen.

Und wohl zehntausend Stimmen riefen im Chor:
„Es lebe der König!“

Die Vierundzwanzig, die Würdenträger und die Deputirten der Bürgerschaft, welche durch Castelmelhor zusammengerufen waren, warteten seit einer Stunde etwa in dem Ständesaale.

Unruhe errieth sich in den Zügen Aller. Durch die Fenster des Saales erblickten die Mitglieder der Versammlung die Volksmenge auf dem Platze und zitterten, denn die Volksmenge drohete. Die Meisten der im Ständesaale Versammelten waren aber Creaturen von Luis da Suza und fühlten sich in Abwesenheit ihres Herrn ohne Kraft.

Im Hintergrunde des Saales stand ein zahlreicher Haufen von Rittern vom Firmament, befehligt von dem Signor dell' Acquamonda und mit den Staats-Uniformen geschmückt. Der Paduauer hatte sich mit einem Taschentuche versehen, um vor Castelmelhor in dem Augenblick niederknieen zu können, in welchem die Versammlung ihn als König ausrufen würde.

In einer Ecke saß Lord Richard Fanshaw und spielte die Rolle eines Beobachters. So oft das Gemurmel der Menge bis an seine Ohren gelangte, rieb er sich begeistert die Hände und glaubte bereits in Lissabon **God save Charles king!** singen zu hören.

Das donnernde Beifallrufen des Volkes bei dem Anblick des Mönches bewirkte, daß jedes Mitglied der Versammlung auf seiner Bank emporfuhr.

„Da kommt mein treuer Benedictiner," dachte Fanshaw.

Fast in demselben Augenblick trat der Mönch ein. Er ging mit festen Schritten durch den Saal und blieb erst neben dem Tische stehen, welcher vor dem Sitze des Präsidenten stand. Hier entfaltete er die Abdankungs-Urkunde des Königs Alfons und las sie mit lauter Stimme vor.

„Wer ist sein Nachfolger?" fragte die Versammlung.

Der Mönch trat an ein Fenster und gab ein Zeichen. Abermals erhob sich ein allgemeines, donnerndes Geschrei, so daß die Fenster des Saales erzitterten. Der Mönch bemerkte eine Kutsche, welche durch die Menge fuhr. Bei diesem Anblick beschwichtigte er den Lärm durch einen Wink und kehrte an den Tisch zurück. Hier ergriff er eine Feder und füllte eine leer gelassene Stelle der Abdankungs-Urkunde mit dem Namen des neuen Königs aus.

„Senhores," sagte er dann und zeigte mit dem Finger nach der Menge, welche sich unten auf dem Platze bewegte, „ich bin der Stärkere hier; ich habe das Recht, zu befehlen, und frage Euch, ob Ihr mir gehorchen wollt?"

„Dieser Mönch ist ein Schatz!" dachte Fanshaw.

„Das ist der Teufel!" brummte Macarone.

Die Mitglieder der Versammlung zögerten und beriethen sich.

„Nun?" fragte der Mönch in drohendem Tone.

Die Menge begann ungeduldig zu murren Die Zögerung der Versammlung nahm schnell ein Ende.

„Wir werden auf Euch hören, hochwürdiger Vater," sagte der Präsident der Vierundzwanzig.

Der Mönch stieg die Stufen der Estrade hinan, nahm das sammetne Kissen, auf welchem die von Castelmelhor vorsorglich

hierher geschickte Krone lag, und übergab dieselbe den Händen Joao's da Mello, des Präsidenten des Hofes der Vierundzwanzig.

„Folgt mir, Senhores," sagte er dann.

„Was will er machen?" fragte sich Fanshaw, der unruhig zu werden begann.

In dem Augenblick, in welchem der Mönch, welcher voranschritt, auf die Freitreppe des Palastes hinaustrat, stiegen der Infant und die Königin aus ihrer Kutsche.

Der Mönch entfaltete nochmals die Abdankungs-Urkunde und verlas sie während der tiefsten allgemeinen Stille. Dieses Mal fehlte nichts. Die leere Stelle war mit dem Namen des Infant Dom Pedro von Braganza ausgefüllt.

Nach geschehener Lesung nahm der Mönch die Krone aus den Händen des Präsidenten der Vierundzwanzig und setzte sie auf das Haupt des Infanten.

„Lange lebe Dom Pedro!" heulte die Menge, begeistert von diesem theatralischen Pomp.

„Sic vos non vobis!" klagte Mylord, dem seine menschlichen Schwächen beifielen.

Der Mönch warf sich auf die Kniee und küßte die Hand des Königs.

„Senhor Mönch!" sagte Dom Pedro gerührt, „wenn Ihr nicht ein Diener Gottes wäret, so würde das Mindeste, was ich für Euch thun könnte, darin bestehen, daß ich Euch zu meinem ersten Minister machte."

„Ich bin kein Mönch," antwortete der Angeredete.

Er warf seine Kutte ab und erschien in der strahlenden Tracht eines Edelmannes.

„Vasconcellos!“ sagte der König mit einer Ueberraschung, der sich einiger Unwille beimischte.

„Dom Simon!“ rief Isabella und vermochte nur mit Mühe einen Ausruf des Dankes und der Freude zu unterdrücken.

Lord Fanshaw schnitt eine schreckliche Grimasse, und Macarone, der sich durch die Menge gedrängt hatte, ergriff die abgeworfene Mönchskutte, um sie leidenschaftlich zu küssen und dabei zu sagen:

„Corpo di Baccho! Excellenz, wenn Ihr mir erlaubt, dieses heilige Kleidungsstück mitzunehmen, so werde ich Reliquien daraus machen. — Ich erkläre mich für den unterthänigsten Diener Euerer Majestäten und Euerer Excellenz.“

„Simon von Vasconcellos,“ nahm Dom Pedro nach kurzem Schweigen das Wort; „ich nehme keineswegs zurück, was ich sagte: Ihr seid mein erster Minister.“

„Ich danke Euerer Majestät und nehme die Ernennung an,“ antwortete Simon da Suza. „In Folge davon erkläre ich die lächerliche Miliz, welche man Ritter vom Firmament nannte, für aufgelöst und vogelfrei.“

Das Volk klatschte in die Hände; Macarone warf seinen besternten Hut an die Erde, trat ihn mit den Füßen und rief dabei:

„Bravo!“

„Außerdem,“ fuhr Vasconcellos fort, „theile ich dem Lord Richard Fanshaw mit, daß ich bereits an den Minister seines Herrn und Königs geschrieben habe, um seine Abberufung zu bewirken.“

„Ich werde schon morgen abreisen,“ sagte Fanshaw schnell und zog sich sofort zurück.

„Tröstet Euch, Mylord," sagte der Paduaner zu ihm. „Wir reisen zusammen: Ihr, ich und meine Frau."

„Was kümmern mich Deine Frau und Du?" fragte Fanshaw in übelgelauntem Tone.

„Unnatürlicher Vater!" antwortete der schöne Cavalier von Padua. „Meine Frau dankt Euch das Leben!"

„Arabella?" stammelte der Lord entsetzt.

„Die zarte Arabella, deren Liebe mir die Gelegenheit verschafft hat, ein Mitglied Euerer Familie zu werden."

Der Mylord Gesandte ließ beide Arme schlaff niedersinken. Dieser letzte Schlag raubte ihm alle Kraft.

Der König gab in wenigen Worten seine Beistimmung zu Allem, was Vasconcellos verfügte. Dieser fuhr fort:

„Nun habe ich nur noch eine Gnade von Eurer Majestät zu erbitten."

„Nennt sie," sagte der König.

„Verzeiht meinem Bruder Luis da Suza."

„Ihm soll das Leben geschenkt sein."

„Ich danke Euch! Nun, Sire, lege ich das hohe Amt wieder nieder, welches Ihr geruhetet, mir zu übertragen. Meine Pflicht ruft mich anders wohin."

„Wie! Ihr verlaßt uns!" rief Isabella aus.

Selbst der König schien überrascht und betrübt.

„Mein Vater sieht auf mich nieder!" antwortete Vasconcellos in dem Tone feierlicher Wehmuth.

„So lebt denn wohl, Senhor!" antwortete Isabella, während eine Thräne ihre Augen benetzte.

„Lebt wohl!" antwortete Vasconcellos, „auf immer!"

Er erhob sich und schritt, gefolgt von dem treuen Baltazar,

durch die Menge, welche schweigend nach beiden Seiten aus einander wich.

Angelangt am Ufer des Flusses, bestieg er einen Nachen, welcher ihn zu dem Schiffe führte, auf welchem sich Alfons befand. Man lichtete die Anker. Vasconcellos faltete die Hände und warf einen letzten Blick auf Lissabon.

Als die Stadt in der Ferne verschwand, hob ein wehmüthiger Seufzer seine Brust.

„Ich werde sie nicht vergessen," sagte er halblaut. „Sie wird stets hier, im Innersten meines Herzens wohnen!"

Dann stieg er in die Kajüte hinab, in welcher der arme entthronte König schlief. Er setzte sich zu seinen Häupten, erhob die Augen gen Himmel und sagte mit Entsagung:

„Vater, ich bin auf meinem Posten!"
